

# DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

8. JAHRGANG  
JULI-SEPT. 1979



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes  
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Eugenstraße 7 · 7000 Stuttgart 1  
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Dr. August Gebeßler  
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz, Dr. E. Hannmann,  
Dr. H. Schach-Dörge  
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1–15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen 1  
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 19000 · Beim Nachdruck  
sind Quellenangabe und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

## Inhalt

Gabriele Howaldt		
	Das Haus der Studentenverbindung Normannia in Tübingen, Stauffenbergstraße 21	97
Denkmalpflege und Restaurierung		102
Doris Ast		
	Kirchenmalertagung zum Thema: Probleme der Befunde und der Raumfassung	102
Tagung „Historische Putze am Außenbau“		105
Helmut F. Reichwald		
	Instandsetzungsmaßnahmen am Außenbau – Probleme, Möglichkeiten, Methoden	105
Eckart Hannmann		
	Aspekte der Farbigkeit in der Architektur des 19. Jahrhunderts	108
Dieter Planck		
	Brunnenfunde aus dem römischen Kastelldorf bei Buch, Gemeinde Rainau, Ostalbkreis	115
Jörg Biel		
	Das späthallstattzeitliche Fürstengrab von Hochdorf Wissenschaftliches Kolloquium vom 15. bis zum 18. Mai in Stuttgart	121
Norbert Bongartz		
	Von alten Häusern und neuem Bauen Unsere gebaute Umwelt im Kinderbuch – eine kleine Übersicht	123
Veränderungen		126
Mitteilungen		127

**Titelbild:** Bronzener Amor mit vergoldeter Schale aus einem römischen Brunnen von Rainau – Buch  
im Ostalbkreis (Höhe des Originals 10,7 cm).  
Zum Beitrag Dieter Planck: Brunnenfunde aus dem römischen Kastelldorf bei Buch,  
Gemeinde Rainau, Ostalbkreis



1 TÜBINGEN. STAUFFENBERGSTRASSE 21. Haus der Studentenverbindung Normannia. Eingangsseite im Südwesten.

## Gabriele Howaldt: Das Haus der Studentenverbindung Normannia in Tübingen, Stauffenbergstraße 21

*Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um ein Gutachten, das im Zusammenhang mit einem Gerichtsverfahren die Kulturdenkmaleigenschaft des Objektes gemäß § 2 des Baden-Württembergischen Denkmalschutzgesetzes zu begründen hatte.*

Seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts legen sich in Tübingen wie in anderen deutschen Universitätsstädten immer mehr studentische Verbindungen ein eigenes Haus zu. Am Beginn des 20. Jahrhunderts wurde das eigene Haus dann allgemein zum Desideratum und schließlich zum selbstverständlichen Erfordernis. Durch diesen geschichtlichen Tatbestand erhält die Verbindungsarchitektur ihre historisch relevante Dimension.

Das Haus der Normannia, eine der ältesten und um 1900 auch eine der stärksten Verbindungen der württembergischen Landesuniversität Tübingen, wurde 1904 geplant (Plandatum Mai 1904) und im August 1905, unter festlicher Anteilnahme auch der Tübinger Bürgerschaft, eingeweiht.

Die Pläne lieferte der Stuttgarter Architekt (zu jener Zeit Regierungsbaumeister) Richard Dollinger, 1871 in Stuttgart geboren, Sohn des in Baden-Württemberg bekannten, schon zu Lebzeiten renommierten und in Anerkennung seiner Leistungen vom württembergischen König geadel-

ten Architekten Conrad von Dollinger. Richard Dollinger war an der Technischen Hochschule in Stuttgart Schüler unter anderen seines Vaters und durch ihn in den Formauffassungen des Historismus geschult. Ein anderer, ebenfalls namhafter Lehrer in Stuttgart war der Architekt und Maler Gustav Halmhuber. Entscheidend für Dollingers Entwicklung dürfte jedoch der Einfluß seines genialen Wahllehrers, des in Berlin tätigen Alfred Messel, gewesen sein. Formauffassungen des Historismus und Gestaltungsprinzipien von Art Nouveau und Jugendstil verschmelzen in Messels architektonischem Werk zu einer Baukunst von bedeutender Eigenart und Entwicklungen prägendem Rang. Über Richard Dollinger gibt es bisher keinerlei zusammenfassende Würdigung. Das ohne weiterreichende Forschung überblickbare Material, vor allem zahlreiche zeitgenössische Einzelveröffentlichungen, läßt jedoch erkennen, daß im Verarbeiten und Fortführen jener Anregungen seine künstlerische und architekturgeschichtliche Bedeutung liegt.



2 NORMANNENHAUS. WESTANSICHT. *Das Fachwerk im Giebel ist heute grau gestrichen, so daß es das Erscheinungsbild des Hauses kaum noch bestimmt. Entsprechend tritt das Erkerfenster rechts stärker hervor und wirkt als Bauglied an jenem Platz zu schwer.*

Am vorliegenden Gebäude läßt sich Dollingers künstlerische Leistung und Formsprache beispielhaft dokumentieren.

Das Charakteristikum des zweistöckigen, breitgelagerten Hauses sind die großen Giebelwände im Süden, Westen und Norden, ihre sich aus den Abmessungen ergebenden großen Giebeldreiecke, lebhaftes Fachwerk und aufwendig gestaltete, reich ornamentierte Bauglieder in gelbem Sandstein zu weißem Verputz und schließlich das mächtige Dach, dessen Traufe in einheitlicher Höhe um den großen Baukörper herumgeführt ist und so zusammenfassend und ruhig wirkt im Gegensatz zu der Vielfalt der dekorativen Bauelemente, mit der das Gebäude ausgestattet ist.

Fachwerk ist an solchen Stellen des Hausäußeren verwendet, wo es schon von weitem ins Auge fällt, wie in den Giebelfeldern. Es handelt sich um konstruktives Fachwerk, ist jedoch lediglich um der seinen Formen innewohnenden Wirkung willen, das heißt rein dekorativ, verwendet. Fachwerk findet sich auch an der Nordseite des Hauses im zweiten Obergeschoß als dekorative Flächengestaltung, die gleichzeitig dazu dient, die nördliche Giebelwand, hinter der sich der Kneipsaal befindet, flächig abzugrenzen.

In Kontrast zu den linearen Formen des Fachwerks und zum Material Holz treten Fenster- und Türeinfassungen, Brüstungs- und Bogenfelder, Sockel und Balustraden in Sandstein; dazu reiche Gliederungen, füllige, wirkungsvolle Ornamentik, der Stil: Barock. Elemente, die die Erscheinung des Hauses bestimmen, sind hohe Fenster an der Westwand mit kräftig vortretender Karniesüberdachung und Schmuckreliefs in Brüstungs- und Bogenfeld, sind die

Fenster des Kneipsaales im Norden, bekrönt mit Sprenggiebel und eingestelltem Zapfen, ein Ochsenaugenfenster im reichen Schmuckfeld unter dem Westgiebel (entsprechend im Nordgiebel ursprünglich eine Wappenkartusche), im Osten an der Stirnseite des Kneipsaales das außerordentlich große Ochsenauge mit bunter Glasmalerei – das sogenannte Historische Fenster.

Mit einem gewissen Prunk ist schließlich die Eingangssituation gestaltet. Im Südwesten ist der Grundriß zu einer scheinbaren Zweiflügelanlage rechteckig eingezogen. Über Treppen und Terrasse gelangt man zum Eingangserker, einem in Sandsteinquadern aufgeführten Eckanbau zwischen den beiden Wandflügeln, bekrönt von einer Balusterattika (zugleich Balkonbrüstung); im Gebälkfeld über der Tür befindet sich eine übergroße Wappenkartusche. Die Attika – von kräftigen Konsolen getragen – wird nach links hin als Blendbalustrade und Teil einer aufwendigen, fenstererkerartigen Rahmenstruktur weitergeführt und um die Hausecke herumgekröpft. An dieser Stelle ist über der Blendarkade als Abschluß zusätzlich ein Sprenggiebel aufgesetzt. Er ragt – vorgesetzt erscheinend – in das Fachwerk des Westgiebels hinein und zeigt in krassem Effekt, was die steinernen Bauglieder eigentlich sind: Dekorationselemente. Nicht zufällig gewinnen etwa die Fenster etwas von einer der Wand aufgesetzten Brosche.

Die dekorativ, nicht konstruktiv, motivierte Verwendung von Fachwerk und barockisierenden Baugliedern, die Geschlossenheit des Grundrisses, ineinander überführende Konturen des den großen Baukörper überfangenden Daches, die Verschleifung scharfer Winkel durch ein-



gestellte Erker oder durch Anbauten, wie den Erkerturm an der Nordostecke des Gebäudes – diese Gestaltungsprinzipien weisen den Bau als Schöpfung der Jahrhundertwende aus. Der Stil, der die beschriebenen Gestaltungselemente konsequent verfolgt, ist Jugendstil (Art Nouveau). Unter seinem Einfluß ist der Bau entstanden. Trotz seiner barockisierenden Bauelemente ist er nämlich keine historische Architektur; es wird kein Stil zitiert, sondern Formen der historischen Baukunst werden zur Dekoration umgewandelt und damit in einen grundsätzlich anderen Gestaltungszusammenhang gestellt. Weltanschaulich und künstlerisch aus allen Zwängen von Überlieferung und Konvention ausbrechend zu neuen Formen, lehnt der Jugendstil jede Art von Aufnahme historischer Stilformen der vorangegangenen europäischen Kunst ab. Aber neben ihm verläuft in breiter Bahn eine Kunstströmung, in der Historismus und Jugendstil gleichsam verschmelzen und historische Formen in dem beschriebenen umwandelnden Sinne in die Gestaltung mit einbezogen werden. Diese neben Historismus und Jugendstil – noch etwa bis zum Ersten Weltkrieg – hergehende Kunst wurde in ihrer spezifischen Eigenart bisher unzureichend herausgestellt.

Die Architektur Richard Dollingers liefert zu diesem für die Kunst der Jahrhundertwende wesentlichen Phänomen in dem Gebäude Stauffenbergstraße 21 ein künstlerisch wertvolles, exemplarisches Beispiel.

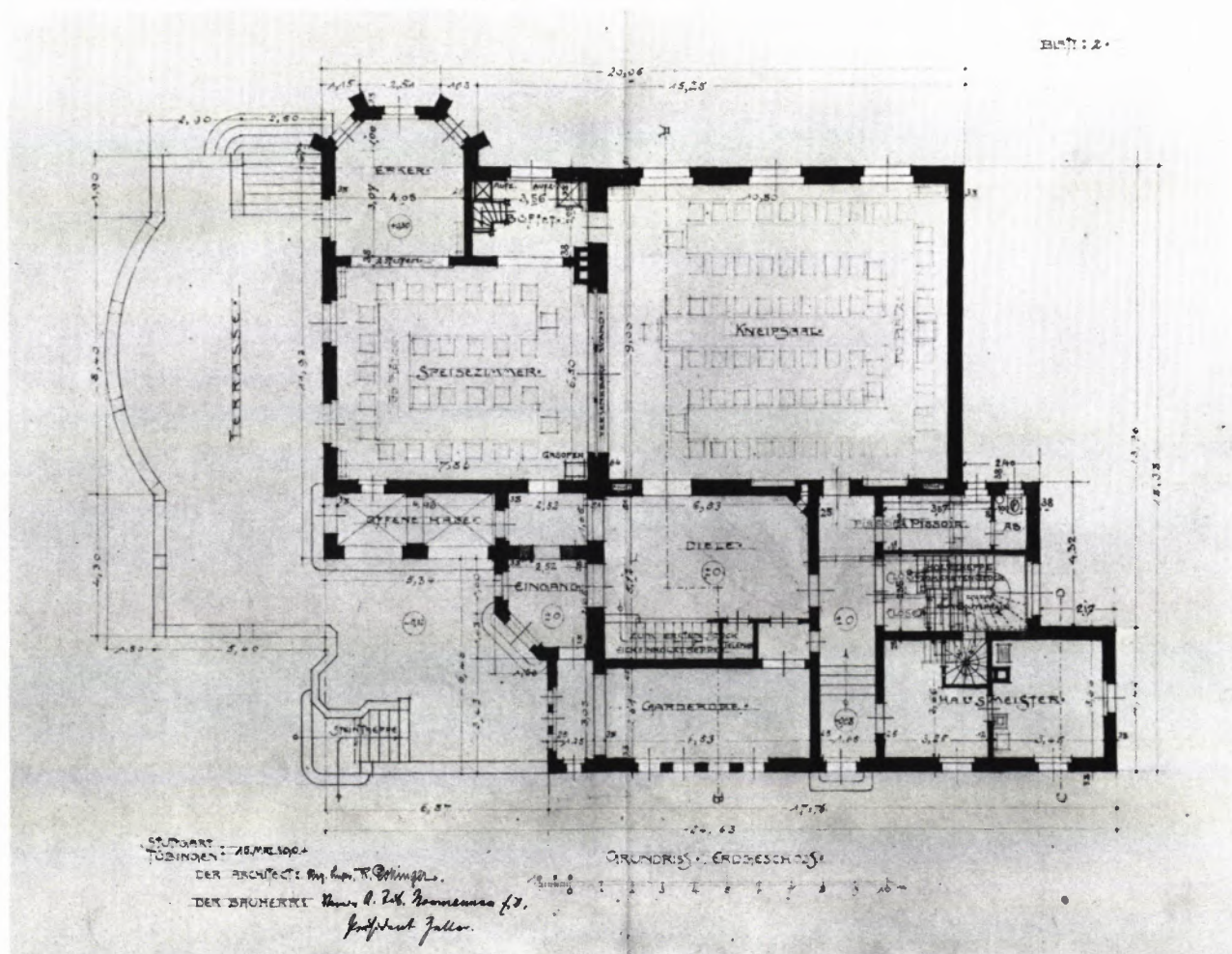
Richard Dollinger hat durch die allgemeine Anerkennung der „harmonischen Architektur“ des Normannenhauses (Tübinger Chronik, 5. August 1905, Einweihung des

Normannenhauses) in Tübingen den Auftrag zu drei weiteren Verbindungshäusern erhalten. (Haus der Stuttgardia, Österbergstraße 14; 1907. Rothenburger Haus, Schloßbergstraße 23; 1909. Haus der Virtembergia, Schloßbergstraße 9; 1911.) Aus diesem Zusammenhang erwächst dem Gebäude Stauffenbergstraße 21 zusätzliche Bedeutung.

Schon im Jahr der Einweihung veröffentlicht die renommierte Fachzeitschrift „Der Baumeister“ (III, 1905, Heft 4, S. 48 ff.) über das „Verbindungshaus der Normannen in Tübingen“ einen Beitrag mit ausführlichen Plänen. Im Text (von Dollinger selbst?) wird von der Absicht des Architekten gesprochen, dem Haus „das Gepräge eines . . . Edelsitzes“ zu geben. Der kleine Hausanbau an der Ostseite ist vorwiegend in Fachwerk gestaltet, um ihn als Hausmeisterwohnung vom angrenzenden „Herrenbau“ zu unterscheiden (Fachwerk hier nicht nur dekorativ, sondern auch klassifizierend benutzt). Die Fenster des Kneipsaales werden als „Palastarchitekturfenster“ eigens erwähnt. Hier werden Merkmale genannt, die wesentliche Repräsentationsinhalte der Verbindungsarchitektur erkennen lassen. Sie zeigen überdies, daß die Verbindungshäuser nur bedingt in die Entwicklungsgeschichte der gehobenen bürgerlichen Villa einzuordnen sind (vgl. H. Hipp in: Der Landkreis Tübingen, Bd. III, 1974, S. 270).

Zur Verbindungsarchitektur – selbst in einem lokalen Bereich – fehlt bisher jede kunstwissenschaftliche Untersuchung – so zahlreiche kulturgeschichtliche Darstellungen des Verbindungswesens es sonst auch gibt. Daß diese Architekturart jedoch ihre unverwechselbare Eigenart

#### 5 NORMANNENHAUS. GRUNDRISS DES ERDGESCHOSSES 1904.



besitzt, erweist sich schon darin, daß wohl niemand ein Verbindungshaus für eine bürgerliche Villa halten würde. Verwechselbarkeit ist bezeichnenderweise erst bei Verbindungshäusern der 20er Jahre unseres Jahrhunderts möglich, als es den Verbindungen nicht mehr auf eine nach außen gerichtete Darstellung ankam.

Enger sind die Beziehungen bei der Innenarchitektur – sieht man von dem Hauptraum des Hauses, dem Kneipsaal, einmal ab. Die weitgehend unberührte Innenarchitektur des Normannenhauses, wo nur die Ausmalung des Kneipsaales eine (verändernde) Erneuerung erfuhr, ist mit Elementen wie der zentralen Halle mit repräsentativem Treppenaufgang und umlaufender Galerie mit Sitzplatz ein Beispiel dafür.

Der zitierte Artikel im „Baumeister“ enthält einen auch für die Entwicklungsgeschichte der Verbindungsarchitektur wesentlichen Hinweis: Den Charakter eines Edelsitzes versucht der Architekt dem Anwesen „im Gegensatz zu dem meist für Studentenhäuser angewandten Burgcharakter“ zu geben. Ähnlich bezeugt das seit der Jahrhundertwende häufig für Verbindungshäuser verwendete Wort „Gesellschaftshaus“ bestimmte Wandlungsprozesse. Das Verbindungshaus jener Zeit „ging (ab) von dem klassisch gewordenen Typ der Bierkirche . . ., von jenen Verbindungshäusern, die gerade die Mitte zwischen Diakonissenhaus und Hohenzollernburg darstellen“. (M. Decker-Hauff, Zum 90. Stiftungsfest der Burschenschaft Derendingia, S. 74 ff., in: Tübinger Blätter 54, 1967, S. 76.) Der liberalisierende Einfluß des Jugendstils kommt hier zur Geltung. Unter den Tübinger Verbindungshäusern ist Dollingers Normannenhaus ein wichtiges Beispiel für die Lösung vom herkömmlichen Typus. Nicht zuletzt durch die unkonventionelle Verwendung von Fachwerk und die damit verursachten Anklänge an Landhausarchitektur.

Heimatgeschichtlich sind die Verbindungshäuser ein bedeutender Teil der Tübinger Stadtgestalt und Zeugnis nicht nur für Tübingens reges studentisches Leben, besonders um 1900, sondern ebenso für die große Bedeutung der Universität für die Stadt. Die Verbindungshäuser liegen mit wenigen Ausnahmen auf dem Österberg und dem Schloßberg – und zwar an der südlichen, dem Neckar zugeneigten Seite der Bergkuppe, wo sie von weither sichtbar sind. Es war nicht selbstverständlich, sich an diesen Plätzen, weitab von den Universitätsgebäuden, anzusiedeln. Die gewählte Lage gibt Aufschluß darüber, was diese Architektur über den praktischen Zweck hinaus sein und für Universität und Stadt darstellen wollte.

In der Weiterführung der Tübinger Stadtsilhouette am Neckar in östlicher und westlicher Richtung (woran das Normannia-Haus allerdings nicht unmittelbar teilhat) spiegelt sich die geschichtliche Verklammerung von Stadt und Universität in städtebaulich anschaulicher Weise wider, wenn auch die spätere Bebauung von Österberg, Schloß-



6 NORMANNENHAUS. INNENRAUM. Sitzplatz auf der Galerie der zentralen Halle. Historisches Photo von 1909. Die Innenarchitektur des Hauses ist weitgehend unverändert.

berg und der Neckarau das ursprüngliche Bild etwas aufgeweicht hat.

Aus den dargelegten wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründen ist das Gebäude ein Kulturdenkmal.

#### Literatur:

Richard Dollinger: Über studentische Verbindungshäuser. S. 41 ff. In: Der Baumeister. XII, 1914, H. 11. (Allgemeine Ansichten des Architekten zur Bauaufgabe Verbindungshaus. Beispiele: Das Haus der Virtembergia und das Rothenburger Haus.)

F. Rimmel: Richard Dollinger. S. 74 ff. In: Der Baumeister. VII, 1909, H. 7, zum Normannenhaus, mit Abbildungen, S. 79 ff.

Abschied vom Haus. S. 315 ff. In: Normannenblätter. 2. Folge, Nr. 13, 1937.

Dr. Gabriele Howaldt  
LDA · Bau- und Kulturdenkmalpflege  
Schönbuchstraße 50  
7400 Tübingen 1

# Denkmalpflege und Restaurierung

*Unter diesem Titel stellt das Nachrichtenblatt verschiedene Aktivitäten des Landesdenkmalamtes aus dem Bereich der Restaurierung vor. Es handelt sich nicht um Einzelbeispiele aus der täglichen Praxis unseres Amtsrestaurators und der Konservatoren, sondern um Tagungen und Vorträge. Diese dienen, wie auch die verschiedenen Publikationen des Denkmalamtes, dem längerfristigen Ziel einer ständigen Erläuterung denkmalpflegerischer Aufgaben, Fragen und Möglichkeiten. Die nun seit über einem Jahr in Stuttgart angesiedelte Stelle für Restaurierungsberatung des Landesdenkmalamtes versucht, auf diesem Wege den Gedankenaustausch und die Aufklärung über spezielle Fachprobleme zu intensivieren und über den Kreis der unmittelbar Beteiligten hinaus eine weitere Klärung über Inhalte von Restaurierungstheorie und -praxis herbeizuführen.*

*Die folgenden Beiträge zur Kirchenmalertagung und zur Tagung „Historische Putze am Außenbau“ gewähren einen kleinen Einblick in verschiedenartige Gesichtspunkte, denen sich die Restauratoren und Konservatoren bei der Pflege unserer Kulturdenkmale gegenübersehen.*

## Doris Ast: Kirchenmalertagung zum Thema: Probleme der Befunde und der Raumfassung

Am 14. und 15. Mai 1979 fand eine gemeinsame Tagung von bayerischen Kirchenmalern, baden-württembergischen Restauratoren und von Denkmalpflegern des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege und des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg statt.

Die Exkursion durch das Donau-Ries und den Ostalbkreis diente an konkreten Beispielen dem Erfahrungsaustausch und der Diskussion über „Probleme der Befunde und der Raumfassung“. An dieser ersten gemeinsam veranstalteten Tagung nahmen etwa 200 Fachleute teil, Mitglieder der Fachgruppe Kirchenmaler Bayerns – einem Zusammenschluß von Restaurierungsfirmen – und Mitglieder des Verbandes der freien Restauratoren in Baden-Württemberg.

In ihren Begrüßungsansprachen in der Minoritenkirche von Maihingen wiesen der Generalkonservator des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Dr. Michael Petzet, und der Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Dr. August Gebeßler, darauf hin, daß, bevor Hand an ein Kulturdenkmal gelegt werde, zunächst genaueste Untersuchungen am Objekt erfolgen müßten. Die Ergebnisse dieser Befunduntersuchung bedürfen der sorgfältigen kunsthistorischen Interpretation und denkmalpflegerischen Einordnung durch den Konservator. Erst auf diesen Grundlagen lassen sich dann auf das Objekt bezogene Konservierungs- und Restaurierungskonzepte entwickeln. Nur durch enge Zusammenarbeit der Restauratoren mit den Denkmalämtern gelingt es, der gemeinsamen Verantwortung für die Kulturdenkmale gerecht zu werden. Hermann Wiedl, der Vorsitzende der Fachgruppe Kirchenmaler Bayerns, nannte als Ziel ein einheitliches System der Befunderstellung und -dokumentation. Denn allein auf diesem Wege erhält man vergleichbare, nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten aussagekräftige Unterlagen, die sich wissenschaftlich auswerten und archivieren lassen und so auf

Dauer die angemessene Behandlung von Denkmalen sichern. In diesem Zusammenhang sprach Dr. Gebeßler von der Bedeutung der Restaurierungsfachleute an den Denkmalämtern, die im Rahmen der Beratung freiberuflicher Restauratoren dafür zu sorgen haben, daß der jeweilige wissenschaftliche Erkenntnis- und Erfahrungsstand im Hinblick auf die denkmalpflegerische Zielsetzung am Einzelfall optimal zum Einsatz kommt. Dies ist der einzige Weg, den Denkmalbestand unverfälscht zu sichern und zu tradieren. Der Präsident des baden-württembergischen Landesdenkmalamtes erklärte, daß dieser Auftrag nur mit Hilfe einer Restaurierungswerkstatt des Denkmalamtes erfüllt werden könne. Während an anderen Denkmalämtern in der Bundesrepublik bis zu sechzehn Mitarbeiter zur Verfügung stünden, sei am baden-württembergischen Amt bisher nur ein Fachmann tätig. Es sei auch hier dringend erforderlich, eine speziell der Denkmälerrestaurierung dienende Werkstatt aufzubauen.

Auf die Frage der Restauratorenausbildung eingehend, begrüßte er die Möglichkeit eines internationalen Erfahrungsaustausches durch das Europäische Ausbildungszentrum für Handwerker im Denkmalschutz in Venedig. Dr. Gebeßler gab aber zu bedenken, daß zunächst vor allem auch im Land selbst in unmittelbarer Beziehung zu den praktischen Sorgen mit den Denkmalen unseres Landes Kenntnisse vermittelt werden müssen. Nicht minder wichtig sei der Erfahrungsaustausch mit den bayerischen Nachbarn, deren reicher Denkmälerbestand in verschiedenen Landstrichen ähnlich gelagerte Probleme aufwirft. Angesichts der besonderen, kulturlandschaftlich bedingten Fachfragen, die eine verbesserte landesbezogene Ausbildung erfordern, sind neben einem Großzentrum wie Venedig in den einzelnen Ländern entsprechende Institutionen anzustreben, die sich eventuell an bereits bestehende Ausbildungsstätten angliedern ließen.





1 BURG KATZENSTEIN BEI DISCHINGEN.

Auf der anschließenden zweitägigen Rundfahrt bestand Gelegenheit, an Kirchen- und Profanbauten verschiedene denkmalpflegerische Maßnahmen an Außenbau und Innenräumen zu diskutieren. Dabei war es für die Teilnehmer immer wieder beeindruckend, mit welchem verantwortungsvollen Einsatz sich die Eigentümer, als Privatbesitzer oder auch als Kirchengemeinde, um ihre Kulturdenkmale bemühen und mit welcher Aufgeschlossenheit sie den Rat der Fachleute aufnehmen.

Das bayerische Landesamt für Denkmalpflege stellte in der Maihinger Minoritenkirche die im Zuge einer Voruntersuchung für die Innenraumrestaurierung gewonnenen Befunde vor. In Schloß Öttingen stand die abgeschlossene Restaurierung des Festsalles zur Debatte. An Schloß Hirschbrunn in der Gemeinde Dornstadt, das instand gesetzt werden soll, wurden außergewöhnliche Befunde von Architektur- und Dekorationsmalerei am Außenbau erläutert.

Mit den Ergebnissen einer über zehnjährigen Restaurierungs- und Wiederherstellungstätigkeit auf Burg Katzenstein bei Dischingen zeigte Hauptkonservator Dr. Cichy vom baden-württembergischen Landesdenkmalamt den Versuch, eine Burg des 12. und 13. Jahrhunderts in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis in das 17. Jahrhundert wieder anschaulich und erlebbar zu machen. In Dischingen, wo die Außenrenovierung der Dossenberger-Kirche bevorsteht, galt das Interesse vor allem der architektonischen Farbgliederung. Die nach langen Jahren vollendete Innenrestaurierung der Klosterkirche von Neresheim bot Anlaß zu einer ausführlichen Besprechung von Grundsatzfragen der Restaurierung.

Probleme der Vereinbarkeit von Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen warf der Herlin-Altar in der Stadtkirche von Bopfingen auf. Hier wurde noch einmal deutlich, daß ohne ein denkmalpflegerisches Gesamtkonzept, das auf



2 DISCHINGEN. DOSSENBERGER-KIRCHE.

detaillierten Voruntersuchungen aufbaut, kein Eingriff am Kulturdenkmal erfolgen darf. Erst durch dieses planmäßige Vorgehen am Denkmal ist es möglich, eine Entscheidung über Konservierung oder Restaurierung zu treffen. Bevor man den Schritt zur Restaurierung macht, ist sorgfältig zu

3 KLOSTERKIRCHE NERESHEIM. 1965 vor der Restaurierung.





4 BOPFINGEN. STADTKIRCHE.  
HERLIN-ALTAR. Schrein ohne  
die gemalten Flügel, die vor längerer  
Zeit bereits zur Restaurierung abge-  
genommen wurden.

prüfen, ob es nicht ausreicht, das Werk zu konservieren. Sichern und Reinigen ist im allgemeinen die rücksichtsvollste Art, Substanz zu erhalten. Der Respekt vor den Intentionen, den künstlerischen und handwerklichen Leistungen der Vergangenheit empfiehlt zuerst diesen Weg. Erst wenn dieser nicht mehr gangbar ist, sind weitergehende Möglichkeiten technologischer Eingriffe abzuwägen.

Die Tagung brachte erneut zu Bewußtsein, daß für die meisten technischen Probleme am Kulturdenkmal Lösungen existieren, die jedoch nicht bedenkenlos eingesetzt werden dürfen, da sie häufig im Widerspruch zum Denkmalcharakter des Objekts stehen. Auf diesen sehr bedenkenswerten Gesichtspunkt ging Dr. Gebeßler in seiner Abschlusssprache in Bopfingen noch besonders ein. Er stellte die Frage, ob wir am Denkmal all das tun dürften, was wir heute wissen und technisch können. Er warnte davor, sich nicht durch technische Perfektion verführen zu lassen, mehr am Denkmal zu tun, als unbedingt notwendig sei. Nicht ästhetische Werte stünden im Vordergrund, sondern die Spurensicherung der Geschichte.

Im Anschluß an die Tagung gab der Verband freier Restauratoren in Baden-Württemberg bekannt, daß seine Fachtagung am 25. September 1979 in Stuttgart diesmal in Verbindung mit der Denkmalpflege stattfinden soll. Er verstärkt damit die Bemühungen, fachliche Probleme in Zusammenarbeit mit den Denkmalpflegern zu erörtern. Die erste gemeinsame Tagung wird sich mit der Befunderstellung und -dokumentation für sämtliche Fachdisziplinen (Fassaden, Innenraum, Ausstattung, Skulpturen und Tafelbild) befassen. Dabei soll dem Erfassen technologischer Abläufe verschiedener Stilentwicklungen besondere Aufmerksamkeit gelten. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse sind als Grundlagen und Hilfsmittel in der praktischen Denkmalpflege von großer Bedeutung.

*Dr. Doris Ast  
LDA · Referat für Öffentlichkeitsarbeit  
Eugenstraße 7  
7000 Stuttgart 1*

# Tagung „Historische Putze am Außenbau“

Die in Stuttgart am 18. und 19. Juni dieses Jahres durchgeführte Tagung „Historische Putze“ beleuchtete im dicht gedrängten Rahmen von 17 Vorträgen das Thema von der wissenschaftlichen und praktischen Seite.

Veranstalter war das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Institut für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, dem Institut für Technologie der Malerei und dem Institut für Museumskunde an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste Stuttgart. Besonders erfreulich für das Landesdenkmalamt war die zahlreiche Zuhörerschaft aus dem Kreis der staatlichen und kirchlichen Bauämter und der freien Architekten, ebenso das rege Interesse der Kollegen von den Denkmalämtern in der Bundesrepublik. Wissenschaftler, Denkmalpfleger, Architekten und Restauratoren aus der Bundesrepublik, der Schweiz und aus Österreich führten in Grundsatzreferaten und durch Beispiele aus der regionalen Praxis vor allem die Schwierigkeiten mit der Erhaltung historischer Putze am Außenbau vor Augen.

Daß gewisse Themenüberschneidungen auftraten und zum Teil untereinander stark abweichende Meinungen zutage kamen, ließ erkennen, wie notwendig ein gemeinsames fachliches Durchdenken von Spezialthemen der Restaurierung ist. Denn nur auf diesem Wege kann eine Klärung von Begriffen und Strategien in der denkmalpflegerischen Restaurierungsarbeit fortschreiten.

Für die Teilnehmer bestand neben dem großen Informationsangebot, auch Gelegenheit zu sehen, daß der Lernprozeß selbst in Fachkreisen noch längst nicht abgeschlossen sein kann. Weitere gemeinsame Unternehmungen und die Publikation der Tagungsreferate in der Reihe „Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege“ des Landesdenkmalamtes sollen die notwendige gedankliche Auseinandersetzung in Gang halten. (Zusammenfassung der Themen auf Seite 114.)

Um den weitgespannten Rahmen denkmalpflegerischer Überlegungen anzudeuten und einen Anstoß zu weiterer Beschäftigung mit dem Thema Instandsetzung zu geben, veröffentlicht das Nachrichtenblatt im voraus zwei Vorträge:

Das Referat von Helmut F. Reichwald mit grundsätzlichen Erläuterungen zu Problemen der Restaurierungspraxis und Vorschlägen zu methodischen Abläufen von Instandsetzungsmaßnahmen aus der Sicht der Denkmalpflege und den Vortrag von Eckart Hannmann zu Aspekten der Farbigkeit in der Architektur des 19. Jahrhunderts, der sich dem Gegenstand nicht vom Einzelbeispiel der Praxis aus, sondern mehr aus kunsthistorischer Sicht nähert.

Hier werden die Auseinandersetzungen von Architekten des vergangenen Jahrhunderts mit der Frage der Farbigkeit und ihrem Träger am Bau dargelegt, um den historischen, technischen und geistesgeschichtlichen Hintergrund zu liefern, der für die Interpretation der heute an den Gebäuden angetroffenen Befunde von großer Bedeutung ist. Naturwissenschaftliche und kunstwissenschaftliche Deutung der Befunde ergeben gemeinsam erst die Basis eines Instandsetzungskonzeptes.

## Helmut Reichwald: Instandsetzungsmaßnahmen am Außenbau – Probleme, Möglichkeiten, Methoden

Mit der Fachtagung „Historische Putze“ soll versucht werden, Ihnen einen kleinen Ausschnitt aus dem breitgefächerten Aufgabenbereich der Denkmalpflege zu vermitteln. Es soll auch versucht werden, Ihnen die verschiedensten Arten und Anwendungen von Putz am Außenbau im Wandel der Kultur- und Stilepochen aufzuzeigen. Die Probleme der Erhaltung und Konservierung alter Putze, die Erneuerung von Putzen am Baudenkmal, die kunst- und kulturhistorischen Zusammenhänge, Methoden zur Befundermittlung, Berichte aus der Denkmalpflege und die Möglichkeiten einer besseren Würdigung des Stilmittels Putz sind die Themen dieser Tagung. Eines wird sie nicht können: Ihnen fertige Rezepte vermitteln, mit denen Sie sich in Zukunft Ihre Arbeit erleichtern. Dazu ist dieses wie auch jedes andere Thema, welches sich mit historischer Substanz auseinandersetzt, zu vielschichtig. Wir wollen Ihnen eine Orientierungshilfe geben, die bestenfalls einen Lernprozeß in Gang setzen kann, an dem wir alle mit noch mehr Aufmerksamkeit uns im Umgang mit historischer Substanz schulen können.

Das von uns gewählte Thema ist nicht neu. Anlässlich einer Tagung der Denkmalpfleger 1912 in Halberstadt wurde auch schon über Putz in der Denkmalpflege gesprochen. In einem Sonderdruck über „Technisches in der Denkmalpflege“ ist zu lesen: „Auch die Behandlung der Oberfläche des Putzes spielt in konservatorischer Hinsicht eine wesentliche Rolle. Mit Recht legt die Denkmalpflege Wert auf eine schöne Oberflächenerscheinung, wie sie alte Putzflächen zeigen. Zu Unrecht wird jedoch für das einzige Mittel, sie zu erzielen, das Putzen nur mit der Kelle, das Verbot des Reibbrettes gehalten. Der Maurer ist heute an das Reibbrett gewöhnt. Guten Kellenputz können wenige machen. Die Aufgabe, die Oberfläche ‚interessant‘ zu machen, kann keiner lösen. Es begegnen einem da die seltsamsten Dinge. So fand ich wiederholt, daß palmettenartige Gebilde die Fläche überzogen. Ein andermal hatte es ein trefflicher Altgeselle im Bunde mit einem jugendlichen Bauleiter ganz besonders schön machen wollen und hatte immer mit der Kellenspitze flach in die Putzschicht hineingestochen, so daß die ganze Kirche das Aussehen

bekommen hatte, als hätte sie die Pocken gehabt, die Ärmste! Beide, der Geselle wie der Bauleiter, schworen mir, das sei Kellenputz, und zwar ‚der landesübliche‘.“

Mahnungen, Meinungen, Informationen, Richtlinien, politische Entscheidungen wie kommerzielle Ansprüche, um nur einiges aufzuführen, haben unsere Aufgabe entweder verallgemeinert oder zu weiteren Verunsicherungen geführt. Es hat sie zu allen Zeiten im denkmalpflegerischen Tätigkeitsbereich gegeben. Vieles schon im letzten Jahrhundert Gesagte, zu Anfang dieses Jahrhunderts Wiederholte und in den letzten Jahren immer wieder, teils durch Forschung und Wissenschaft Belegte hat auf dem Gebiet der Erhaltung alter Substanz nur zu Teilerfolgen geführt. Genügen uns Teilerfolge? Sollen wir uns damit zufriedengeben? Wir, die doch heute so perfekt denken und handeln, mit einem noch nie dagewesenen finanziellen Aufwand fast die gesamte Bau- und Kunstlandschaft in Bewegung setzen und doch so unsicher sind im Umgang mit ihr. Ist es überhaupt ratsam, einen zu weiten Einblick in die so simpel erscheinende Materie, zum Beispiel der Putze, zu erfahren? Könnte es nicht doch so manches Gewissen belasten, vielleicht hier und dort nicht aufgepaßt zu haben?

Wir alle wissen, daß Außenputze nicht in einem geschlossenen Zusammenhang für mehrere Generationen am Bau zu erhalten sind. Erstaunlich ist nur, daß sich Teilbereiche, und diese auch noch großflächig, sei es durch schützende Überputze oder an vereinzelt Objekten, zum Beispiel dem Bayerntor in Landsberg, an frei stehenden Flächen erhalten haben – und dies über viele Jahrhunderte hinweg. Das Problem ihrer Erhaltung liegt, abgesehen von einem zu oft in den Vordergrund gestellten Argument der aufzuwendenden Kosten, nicht immer an dem Fehlen der geeigneten Konservierungsmöglichkeiten. Vielmehr scheitert eine Erhaltung von Außenputzen an den bisher fehlenden Informationen und den nötigen Handwerkern.

Auftraggeber, Architekten und Behörden machen den Auftrag von der Seite der DIN, VOB und anderen rechtlichen Vorschriften abhängig. Das Handwerk unterliegt solchen Vorschriften und handelt nach ihnen. Es wird nicht mehr ausgebessert oder repariert, alles muß, gemessen an unseren technischen Möglichkeiten, neu entstehen. Ein solches Handeln und Fordern über Jahrzehnte mußte zu einer Verflachung, zu einem Vergessen oder Entarten von einst geläufigen Techniken führen. Wie denn sonst ist es möglich, daß wir bei jedem Objekt von neuem vor die Frage der Durchführbarkeit einer für das Objekt bestimmten Putzart oder auszuführenden Technik gestellt werden? Aber auch für dieses Problem scheint sich eine Lösung in naher Zukunft anzubieten, nämlich Handwerkerzentren (!), in denen wieder alte Techniken gelehrt werden. Es bleibt nur zu wünschen, daß die Förderer und Befürworter einer solchen Einrichtung schon jetzt daran denken, den Einsatz solcher geschulter Leute auch nach der rechtlichen Seite abzusichern. Sonst könnte es passieren, daß bei ungleicher Auswahl zwischen denkmalpflegerisch geschulten und ungeschulten Handwerkern bei der Vergabe der Arbeiten wie bisher der billigere – also weiterhin der ungeübte – zum Zuge kommt.

Ein weiteres Problem sind die in jüngster Zeit propagierten Energiesparmaßnahmen. Keiner will sich diesem heute aktuellen und notwendigen Thema verschließen. Aber auch hier muß man die „Meßlatte“ zwischen Alt- und Neubau unterschiedlich ansetzen. Da werden Zeitschriften und Bücher mit Formeln und Meßwerten von energiesparenden Baumaterialien gefüllt, die wenigsten sind jedoch für den historischen Bau geeignet. Abgesehen von den schon zur Bauzeit erstellten unterschiedlichen Wandquerschnitten, in

vielen Fällen halten die vorhandenen Querschnitte auch neuesten Berechnungen stand, werden immer wieder substanzerstörende Eingriffe vorgenommen, um ein neues Baumaterial einzufügen, in dem Glauben, hier auch dem neuesten Stand der Technik gerecht zu werden. Besonders am Fachwerkbau wird wegen der geringen Wandquerschnitte so verfahren. Es gibt in jüngster Zeit bei durchgreifenden Baumaßnahmen kaum noch ein Fachwerkgebäude, an dem die alte Ausfachung in der vorgefundenen Form erhalten bleibt. Selbst dort, wo noch baulich intakte Teile vorhanden sind, werden diese rigoros entfernt. Der Verlust der letzten lesbaren Zeugnisse unterschiedlicher Bautechniken ist die Folge. Das Material ist alt und verbraucht, der nötige Dämmwert läßt sich ohnehin nicht erbringen, das sind die immer wiederkehrenden Argumente solcher Maßnahmen. Bisher konnte man aber noch von keiner kompetenten Seite erfahren, welchen Dämmwert zum Beispiel eine noch intakte, mit Putzschichten versehene Lehmausfachung in einem Fachwerkgebäude hat.

Zu allen diesen technischen Problemen kommt noch unsere Einstellung zum Objekt hinzu. Schon lange bevor sich die Denkmalpflege etablierte, gab es sehr ausführliche Anregungen zur Substanzerhaltung an historischen Gebäuden. In der Allgemeinen Bauzeitung von 1852 ist zu lesen: „Es ist eine übel angebrachte Meinung, irgend ein beschädigtes Fragment, das in einem Teile des umgestalteten Baues eingefügt ist, als einen Mißstand oder einen Schandfleck zu betrachten. Wir kennen einen Fall, wo der Architekt, um sein neues Werk nicht zu verunstalten, die alten Fragmente, welche er erhalten sollte, von neuem anfertigen ließ. Diese einfältige Liebe zum Neuen, war mehr als einmal Veranlassung zu Verstümmelungen.“

Ein makelloses Erscheinungsbild ist doch auch heute genau das, was immer wieder gefordert wird. Mit unseren technischen Möglichkeiten sind wir auch in der Lage, eine saubere Arbeit zu liefern – selbst wenn diese dann nur stereotyp eine historische Scheinwelt vermittelt. Wenn wir uns diesen Sachzwängen weiter unterwerfen, erscheint auf dem Gebiet der Erhaltung historischer Substanz jede Arbeit für die Zukunft undurchführbar. Wir können nicht nach den unterschiedlichsten Vorschriften einmal einen Bauunterhalt nach den Gesichtspunkten einer für das Bauwesen bindenden Richtlinie beurteilen, zum anderen strenge Maßstäbe zur Erhaltung historischer Substanz durchsetzen wollen. Kompromisse zur Vermeidung von Auseinandersetzungen nützen dem Bauwerk gar nichts. Sie entledigen uns auch nicht unserer jeweiligen Pflichten und unterschiedlichen Standpunkte. Die Einsicht und das Wollen, die Suche nach der technischen Durchführbarkeit sind Aufgaben aller Beteiligten, um, ausgehend vom Objekt, für das Objekt Entscheidungen zu treffen.

Seit den letzten Jahren denkt die Denkmalpflege in anderen Dimensionen. War bisher das Einzeldenkmal Haupttätigkeitsgebiet der Denkmalpflege, so kommen heute mit den Gesamtanlagen bis hin zur Stadt- und Dorfsanierung Größenordnungen hinzu, die andere Anforderungen und Aufgaben an die Denkmalpflege stellen. Aus restauratorischer Sicht eine für das Baudenkmal gefährliche Entwicklung.

Beginnen wir doch erst, aufgrund der bisherigen Erfahrungen mit allen ihren Fehlerquellen gezielte Fragen an ein Bauwerk zu stellen, um deren geschichtliche und technologische Abläufe zu hinterfragen, um wiederum daraus gezielte, für das Objekt geeignete Maßnahmen abzuleiten. Bei den jetzt auf uns zukommenden Größenordnungen mit den meist vorgegebenen terminlichen Abläufen eine fast unlösbare Aufgabe.

Wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollen, daß unser Tun später anstatt nach unserem Wissensstand entsprechenden Maßstäben, sondern nach einer bestimmten „Abschlußquote“ beurteilt wird, sollten wir beginnen, die Abläufe der anstehenden Aufgaben und Maßnahmen zu ordnen. Vielleicht ergibt sich durch neu hinzukommende Erkenntnisse von selbst so etwas wie ein „Substanzbewußtsein“.

Da es sich bei Arbeiten am Außenbau in den meisten Fällen um Renovierungsarbeiten, also Erneuerungen handelt, weniger um Restaurierungsarbeiten, also Wiederherstellung, in den seltensten Fällen aber Konservierungsarbeiten, also eine Erhaltung der vorgefundenen Substanz, wollen wir uns kurz diesen Begriffen zuwenden.

1. Unter *Renovierungsarbeiten* verstehen wir, so wie es heute in der Praxis üblich ist, eine Auswechslung bestimmter Bauteile beziehungsweise eine Neuerstellung einer bestimmten Schicht, zum Beispiel des Außenputzes. Handelt es sich um eine grundlegende Erneuerung der Putzschicht, selbst wenn diese nach Befund ausgeführt wird, haben wir es nicht mehr mit einer Restaurierung zu tun. Eine Renovierung von Grund auf, und mag sie noch so originalgetreu durchgeführt werden, beinhaltet keine originale Substanz, sie ist bestenfalls ein Abbild davon.

2. Unter *Restaurierungsarbeiten* sind Maßnahmen zu verstehen, die die vorhandene historische Substanz wahren, sie wieder lesbar machen. Restaurieren bedeutet zwar ein Wiederherstellen, dieses Wiederherstellen soll sich aber an dem Vorgefundenen orientieren. Es dürfen an der originalen Substanz keine verändernden Eingriffe oder Überarbeitungen vorgenommen werden.

Durch Abnahme entstellender Eingriffe, Reinigen der Oberfläche, Ergänzen im Fehlstellenbereich, lassen sich Gehalt und Aussage einer bestimmten Schicht besser veranschaulichen. Sicherungsarbeiten zur Bewahrung mehrschichtiger Substanzen beinhalten diese Maßnahmen.

3. Unter *Konservierungsarbeiten* sind Maßnahmen zu verstehen, die ausschließlich den physischen Bestand sichern. Unabhängig von der noch vorhandenen Menge der originalen Substanz, hat sie den größten und wichtigsten Aussagewert. Deshalb sollen sich konservierende Arbeiten auf den Erhalt der überkommenen Zustände beschränken. Nur die statische Sicherung sowie das Entfernen schädlicher Substanzen sind zulässige Eingriffe. Bei der Substanzsicherung sind die irreversiblen Maßnahmen, wie etwa Volltränkung mit bestimmten Materialien, zu vermeiden. Eine Überarbeitung zum Beispiel von alten Putzschichten mit geeigneten Materialien wäre denkbar, wenn alle Vorkehrungen für deren Erhalt und Bestand getroffen worden sind. Hierzu gehören die Sicherungen zum Untergrund, eine detaillierte Dokumentation, die eine Wiederauffindung möglich macht sowie eine Abdeckung mit reversiblen Materialien.

Die hier angesprochenen denkmalpflegerischen Grundbegriffe lassen sich in diesem Rahmen nicht erschöpfend darstellen. Es wäre aber wünschenswert, wenn wir uns in Zukunft ihrer bedienen. Nach erfolgter Bestandsaufnahme sollte schon bei dem Instandsetzungskonzept klar zum Ausdruck kommen, welche Zielsetzung die durchzuführenden Maßnahmen beinhalten.

Welchen methodischen Ablauf sollte nun eine Instandsetzung an Baudenkmalen nehmen? Wir müssen uns hier auf den angesprochenen Außenbau beschränken. Deshalb kann das hier Gesagte nicht auf andere Maßnahmen, zum Beispiel eine Instandsetzung im Innern mit den unterschied-

lichsten Ausstattungen und Dekorationen, verallgemeinernd übertragen werden. Für diesen Bereich sind andere Kriterien notwendig, schon wegen ihrer vielfältigen Problemstellungen.

Gehen wir von der Instandsetzung einer Fassade am historischen Bau aus: Wegen der unterschiedlichen Erhaltungszustände, der im Laufe der Jahrhunderte erfolgten Eingriffe und Veränderungen, der veränderten Umgebung und der vielleicht anstehenden „Änderungswünsche“ der jetzigen Eigentümer erscheint es sinnvoll, daß sich alle Beteiligten, bevor eine Instandsetzung geplant oder begonnen wird, über den Ablauf einer solchen Maßnahme informieren. Bei koordinierender Planung können sich diese Maßnahmen auch zeit- und kostensparend für den Eigentümer auswirken.

Der methodische Ablauf wäre wie folgt denkbar:

1. Mit der Einschaltung aller zuständigen Behörden bekommt der Eigentümer den für ihn gesetzlich vorgeschriebenen Rahmen genannt. Je nach Sachlage gibt es hier unterschiedliche Vorgänge.

2. Bevor irgendwelche Planungen oder Maßnahmen festgeschrieben werden, ist eine Voruntersuchung am Objekt notwendig. Bei einer Fassade muß diese Voruntersuchung nicht unbedingt von einem Gerüst aus getätigt werden. Es besteht die bisher zuwenig genutzte Möglichkeit, von einem mobilen Hebewagen aus den Fassadenbereich zu untersuchen. In kurzer Zeit lassen sich alle Bereiche der Fassade erreichen. Sie geben dem Bauherrn und dem Architekten einen ziemlich genauen Überblick über den Gesamtzustand dieses Bauteils an seinem Bauwerk. Der eingeschaltete Restaurator hat die Möglichkeit, eine Voruntersuchung vorzunehmen, die zu einem ersten überschaubaren Ergebnis führen kann. Die vorab investierten Kosten sind im Vergleich zu einer ins Leere, ohne Kenntnis der Sachlage, geplanten Instandsetzung gering. Mit dieser Vorleistung ist es dann möglich, objektbezogen zu planen.

3. Liegt das Ergebnis der Voruntersuchung vor und besteht über den angetroffenen Zustand genügend Kenntnis, sind die erarbeiteten Ergebnisse des Restaurators aussagefähig, ist zusammen mit dem Denkmalamt das Instandsetzungskonzept zu erarbeiten.

4. Nach Vorlage des Instandsetzungskonzepts kann eine gezielte Ausschreibung vorgenommen werden. Die Gewerke lassen sich besser beschreiben und bieten dem Auftraggeber die Gewähr, den Kostenrahmen besser zu erfassen. Die Durchführung der Arbeiten kann, bei vorangegangener Vorarbeit, in einem nun besser zu bestimmenden Zeitrahmen erfolgen.

Bei einem Baudenkmal lassen sich zwar nie alle Risiken von vornherein einplanen. Eine getrennte Diagnose vor einer Gesamtplanung ist geeignet, uns über die Beschaffenheit des Baudenkmal hinreichend Auskunft zu geben. Es lassen sich so Schäden und Verluste an wertvoller Substanz vermeiden. Die größeren Umbaumaßnahmen, die den gesamten Gebäudekomplex erfassen, verlangen noch detailliertere Vorarbeiten. Es zeigt sich aber in der Praxis, daß gerade bei den größeren, lang geplanten Vorhaben aus Unkenntnis der Befundlage oft gravierende Eingriffe in ein Bauwerk beschlossen und vorgenommen werden, weil die vorgesehene Nutzung und die erhaltenswerte Substanz nicht in Einklang zu bringen sind.

Der hier angesprochene methodische Ablauf ließ sich nur in groben Zügen darstellen, er könnte für viele Bauherren, Architekten, Behörden, Denkmalpfleger und Restaurato-

ren als Leitfaden für eine bessere Zusammenarbeit angesehen werden. Haben wir genügend Vorkenntnis von einer geplanten Instandsetzung, lassen sich Maßnahmen auch substanzschonender einleiten. Vielleicht könnte damit erreicht werden, daß zum Beispiel an unseren Fachwerkbauten nicht jeder Eingriff gleich bis zur Skelettierung führt.

Denkmalpflege muß nicht starr gehandhabt werden. Die in den letzten Jahren zu beobachtende Tendenz, denkmalpflegerisch flexibler vorzugehen, ergibt sich aus den täglich für uns neu hinzukommenden Erkenntnissen. Analogiedenken darf nicht Aufgabe der Denkmalpflege sein. Erfassen und Forschen vor einer Entscheidung sind die besten Mittel, die Dinge in Fluß zu halten.

Nur so können wir die jedem einzelnen Objekt zustehende Besonderheit – das Individuelle – in einem historisch richtigen Verhältnis aufzeigen.

Der hohe finanzielle Einsatz darf nicht nach politischer Verwertbarkeit auf Kosten der Objekte erbracht werden. Es ist vielmehr notwendig, den Beweis zu erbringen, daß ein

restauriertes Objekt an seinem Bestand lesbar wird. Nur so gelingt es, kommenden Generationen ein Vermächtnis zu hinterlassen, an dem eine Orientierung möglich ist.

Zum Schluß sei nochmals aus der 1852 erschienenen Allgemeinen Bauzeitung aus einem Abschnitt über die verschiedenen Grade der Restauration eine kurze Bemerkung zitiert: „Es wäre überflüssig zu bemerken, wie es demungeachtet wichtig ist, zuvörderst zu untersuchen, ob die vorzunehmende Operation nicht etwa den nahe liegenden Theilen eine Erschütterung oder eine Beschädigung beibringen kann, welche nachtheiliger ist als die Wirkung der Reparatur vortheilhaft sein soll, und ob es in diesem Falle nicht gerathen sei, lieber ein mittelmäßiges Uebel zu dulden, statt sich einem größern auszusetzen.“

*Helmut Reichwald*  
*LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege*  
*(Restaurierungsberatung)*  
*Eugenstraße 7*  
*7000 Stuttgart 1*

## Eckart Hannmann: Aspekte der Farbigkeit in der Architektur des 19. Jahrhunderts

Neben der Form bestimmen entscheidend Farbauftrag und Eigenfarbe des Materials das äußere Erscheinungsbild der Architektur, und hier soll nur von den Außenfassungen, nicht von Innenraumbemalungen des 19. Jahrhunderts die Rede sein. Nach dem schon einmal, vor allem in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts – stellvertretend für viele sei nur Bruno Taut genannt – ein vehementes Eintreten der Architekten für farbige Architektur zu registrieren war, vererbte in der Folge diese Bewegung, um dann wieder seit den späten 60er Jahren zunehmend bis heute an Bedeutung zu gewinnen und dies geradezu in beängstigenden Dimensionen. Beweis hierfür sind die inzwischen zahllosen Wettbewerbe und Fassadenaktionen, die insbesondere von Baubehörden, Gemeinderäten, Künstlern, Architekten, Heimatvereinen und dem Malerhandwerk in unseren Städten initiiert werden. Aktuell sind auch die in vielen Dörfern laufenden Dorferneuerungsmaßnahmen, deren zentraler Bestandteil immer ein weitgehend verbindlicher Farbleitplan ist. Allein in Baden-Württemberg werden gegenwärtig etwa 600 Dörfer auf diese Weise saniert und mit einem neuen Farbleid versehen. Die Zielprojektion sieht für dieses Bundesland bis 1990 circa 2000 Dörfer vor.

Gemeinsam ist den städtischen und dörflichen Farbaktionen, daß zumeist unhistorische, den heutigen Geschmacksnormen unterliegende Farben gewählt werden. Gemeinsam ist ihnen ferner auch das Bestreben, mit Hilfe unhistorischer Farbgebungen Stadt- und Dorfbilder aufzuwerten und attraktiv zu machen. Kunsthistoriker nehmen vielfach, freiwillig oder kraft Amtes, an derartigen Aktionen teil, die etwa im Bereich der Dorferneuerung und Dorferneuerung, schon von der Zahl her, ganze Kulturlandschaften verändern können. So gibt es heute schon Beispiele dafür, daß Dörfer der Schwäbischen Alb das gleiche modische Farbleid zeigen wie Kleinstädte etwa an der Saar, weil hier wie dort der gleiche Architekt die Farbkonzeption geliefert hat. Kulturlandschaften werden damit gegenwärtig in einem nie ge-

kannten Ausmaß nicht nur verändert, sondern schlimmer noch, nivelliert.

Im Bereich der Städte ist vor allem die Architektur des 19. Jahrhunderts, insbesondere die historistische Phase des späten 19. Jahrhunderts, sind die Gründerzeitviertel betroffen, deren farbiges Erscheinungsbild gerade zu einer Zeit verändert wird, in der man ihre wissenschaftliche Aufarbeitung mit Nachdruck betreibt. Die befundgetreue Rekonstruktion eines ursprünglichen Farbzustandes, für die Architektur, auch die bescheidene Architektur der Gotik oder des Barock, inzwischen weitgehend als selbstverständlich anerkannt, gilt in der Praxis kaum für das 19. Jahrhundert. Warum?

Nahezu täglich werden von den in der Denkmalpflege Tätigen Farbangaben für Kulturdenkmale beziehungsweise für Bauten im Umgebungsbereich von Kulturdenkmälern abverlangt. Unser Wissen zum Thema Farbe in der Außenarchitektur ist jedoch verglichen mit anderen kunsthistorischen Themenbereichen, die einen weit elitäreren, weil fachspezifischen Anspruch erheben, völlig unzureichend und dabei könnte gerade dieses sehr öffentlichkeitswirksame Thema zu einer Popularisierung kunsthistorischer Fragestellungen entscheidend beitragen. Schon 1963 beklagte Heinrich Kreisel in der „Deutschen Kunst- und Denkmalpflege“ unser diesbezüglich mangelhaftes Wissen, zu einer Zeit also, als die erwähnten Fassadenaktionen noch gar nicht angelaufen waren. Auch der 1974 im „Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte“ erschienene Artikel zur „Farbigkeit der Architektur“ stellt noch lakonisch fest: „Eine grundlegende historische Darstellung der Farbigkeit der Architektur fehlt bis heute, nicht nur im deutschen Sprachraum“, ein Artikel übrigens, der nur die Zeit bis um 1840 erfaßt, den Historismus des späten 19. Jahrhunderts aber ausklammert. Das 20. Jahrhundert hingegen ist wiederum als Forschungsgegenstand interessant, wie die Publikationen, genannt sei nur Hans Jörg Riegers Züricher Dis-

sertation „Die farbige Stadt – Beiträge zur Geschichte der farbigen Architektur in Deutschland und der Schweiz 1910 bis 1939“ von 1976, beweisen.

Schaut man die Veröffentlichungen zum Thema farbige Architektur durch, fällt auf, daß die meisten Publikationen noch aus dem Bereich der Denkmalpflege stammen. Dies verwundert nicht, weil ja der Denkmalpfleger, wie erwähnt, laufend Farbentscheidungen zu treffen hat und darüber hinaus ständig im Zuge von Restaurierungen mit neu aufgedeckten Befunden konfrontiert wird. Auffällig ist aber auch die Tatsache, daß, rein statistisch betrachtet, die veröffentlichten Mitteilungen über farbige griechische oder römische, mittelalterliche oder barocke Architektur bei weitem überwiegen, die Architektur des 19. Jahrhunderts aber kaum Erwähnung findet, allenfalls noch im Bereich der farbigen Raumfassungen, also der Innenarchitektur. Als Beispiel hierfür sei nur auf den Artikel von Rudolf Ziessler über „Farbe und Architektur – zur Polychromie historischer Bauten“ verwiesen, der 1973 in dem vom Erfurter Institut für Denkmalpflege herausgegebenen Buch „Denkmale in Thüringen“ erschienen ist. Auch das jüngst erschienene Doppelheft „Deutsche Kunst- und Denkmalpflege“ (Jg. 1978), das vornehmlich der farbigen Architektur gewidmet ist, bringt überwiegend Innenräume. Ansonsten wird bezeichnenderweise das Thema farbige Außenarchitektur des 19. Jahrhunderts mehr in Werken behandelt, die den Umweltschutz, die Umweltgestaltung in den Mittelpunkt stellen und das kunsthistorische und damit auch das denkmalpflegerische Problem unter diesem übergeordneten Gesichtspunkt als einen Aspekt unseres schutzwürdigen Lebensraumes behandeln, wobei die Betonung mehr auf dem Begriff der Gestaltung als auf dem der Geschichte liegt. Befundberichte zur Polychromie des 19. Jahrhunderts fehlen praktisch ganz. Befunddokumentationen werden, wie eine allerdings nicht repräsentative Umfrage bei einigen Denkmalämtern ergab, kaum gemacht.

Der Hauptgrund für die Vernachlässigung der Architektur des 19. Jahrhunderts in bezug auf die Außenfassung liegt sicherlich darin, daß lange Zeit nur der Klassizismus als sozusagen letzte anerkannte und der wissenschaftlichen Bearbeitung für wert befundene Stilphase galt, der Historismus hingegen erst in den letzten Jahren in das Blickfeld getreten ist, dann jedoch quantitativ sehr massiert. Die Denkmalpflege, gleichsam als verlängerter, praxis-orientierter Arm der Kunstgeschichte hat diesen quantitativen Ansturm von Objekten, die zu den traditionellen Arbeitsbereichen hinzutreten, bislang nicht verarbeiten können, weil Hand in Hand mit der zeitlichen Ausdehnung des Denkmalbegriffes auch eine Wandlung denkmalpflegerischer Anschauung verbunden war, die mit dem Begriff des Ensembles zu umschreiben ist. Neben die punktuelle Denkmalpflege ist die ganzheitliche Denkmalpflege getreten, neben das Einzelmonument ein ganzer Straßenzug, ein Quartier und viele dieser Ensembles wie das Kreuzbergviertel in Berlin, die Kolonnaden in Hamburg oder die Bonner Südstadt werden von Bauten des 19. Jahrhunderts geprägt. Um eine Popularisierung dieser lange Zeit als Abklatsch historischer Stile, als unschöpferisch bezeichneten Architektur zu bewirken und der Öffentlichkeit den Reichtum der historisierenden Formenwelt vor Augen zu führen, griff man zum Mittel der Farbe, strich die Fassadenflächen in allen nur denkbaren Tönen, setzte die ornamentalen Gliederungen farblich von den Flächen ab und so weiter. Die Stadtbildpflege, die in ihren Anfängen mit der Denkmalpflege kooperierte, war geboren.

Es steht außer Zweifel, daß das Wirken der Denkmalpflege auch unsere bauliche Umwelt beeinflußt und damit gestaltet, so daß Denkmalpflege einmal schon als „Kunststrichung

wie Popart“ charakterisiert wurde. Dieses gestaltende Element ist jedoch nur die eine Seite. Die andere Seite läßt sich mit dem Begriff Konservierung geschichtlicher Tatbestände, baugeschichtlicher Fakten, und dazu gehört auch die Farbe, umschreiben. Es leuchtet ein, wenn die Denkmalpflege als einer von vielen sogenannten Trägern öffentlicher Belange die neuen kunstwissenschaftlichen Erkenntnisse zur Architektur des 19. Jahrhunderts populär und durchsetzbar machen wollte, daß es nicht mit theoretisierendem kunsthistorischem Verbalismus allein getan war, sondern vor allem mit praktischen Beispielen, das heißt konkret und etwas abwertend gesprochen, dem farbigen Herausputzen von Fassaden. Hierbei soll nicht verkannt werden, daß das farbige Herausputzen nicht nur durch die neue Bewertung der Architektur des 19. Jahrhunderts, sondern auch durch die zeitgenössische Kunstproduktion mit veranlaßt wurde. Sicherlich überwog im Anfangsstadium das freie Gestaltenwollen, wobei man sich besonders liebevoll der ornamentalen Details annahm, die ja am meisten gefährdet waren, wie die zahllosen purifizierenden Modernisierungsbeispiele aller Orten zeigen. Die denkmalpflegerische Absicht war es zweifellos, den Blick für das Ornament in einer Zeit zu schärfen, in der die zeitgenössische Baukunst über kaum ein ornamentales Formvokabular verfügte. Zur Durchsetzung dieser Absichten nahm man, was die Farbe betrifft, als kleineres Übel die leichter reversible historische Verfälschung des originalen farbigen Erscheinungsbildes in Kauf.

Doch die Geister, die man aus taktischen Gründen rief, wird man nun nicht wieder los, weil diejenigen, die mit Stadtbildpflege und Umweltgestaltung zu tun haben, mit immer neuen Begründungen aber auch, das darf nicht verschwiegen werden, großem Rückhalt im allgemeinen Bewußtsein der Öffentlichkeit agieren. Die wenigen Stimmen, die gegen die farbige Verfälschung der Architektur des 19. Jahrhunderts aufbegehren, wirken mehr als zaghaft.

*WEISS - GELB - ORANGE - ROT - BRAUN gestrichen wurden jüngst die Obergeschosse des linken Hauses, das noch einen Sockel aus dem 19. Jahrhundert hat. Es bildet den knalligen Endpunkt eines Straßenabschnittes mit Gebäuden des 19. Jahrhunderts, unter denen sich auch Baudenkmale befinden. Farbliche Gestaltung und Belebung – immer ein Vorteil?*



Wenn der Grundsatz der Denkmalpflege, einen historisch relevanten baulichen Zustand unverfälscht zu erhalten, auch für das farbige Erscheinungsbild der Architektur des 19. Jahrhunderts gelten soll, wenn diese Architektur als in vielen Bereichen kunsthistorisch durchaus ebenbürtig anderen architektonischen Epochen gegenübergestellt werden kann, dann darf man sie nicht zum Freiwild für modische, lediglich unserem gegenwärtigen Empfinden unterworfenen Farbgestaltungen machen und sie somit de facto doch wieder als eine Art Architektur zweiter Klasse behandeln, als die sie ja lange Zeit gegolten hat.

Das Bekenntnis der Kunstgeschichte zum 19. Jahrhundert, insbesondere zur Baukunst der Gründerzeit als einer in sich abgeschlossenen geschichtlichen Epoche ist halbherzig. „Ihr Urkundencharakter ist oft fragwürdig und scheinhaft“, wie Willibald Sauerländer meint und damit wohl auch der Urkundencharakter ihres farbigen Aspektes. Das ambivalente Verhältnis spiegelt sich auch in Äußerungen von Denkmalpflegern, den Anwälten dieses Urkundencharakters. So schreibt Michael Petzet in der Publikation über die Münchner Gründerzeit- und Jugendstilfassaden: „Denn schon weil Spuren originaler Bemalung nur in ganz wenigen Beispielen erhalten geblieben, sind hier der Phantasie kaum Grenzen gesetzt – und diese Fassaden sind auch nicht unbedingt der Ort für Farbgestaltung nach wissenschaftlich fundierten, denkmalpflegerischen Gesichtspunkten, obwohl es gelegentlich sicher noch erfreulicher wäre, wenn die zum Beispiel in dieser Publikation in einigen Fällen aus den Unterlagen der Lokalbaukommission festgestellte originale ‚Fassung‘ wieder erneuert werden könnte. Die Münchner Fassadenaktion hat jedenfalls dem Bild der Stadt neuen Glanz gegeben, ein fröhliches farbiges Gesicht statt trauriger Straßenfluchten . . .“. Ein „fröhliches farbiges Gesicht“ scheint offenbar wichtiger als Authentizität. „Spuren originaler Bemalung“ hätten sich durch einen Restaurator zweifellos finden lassen, wenn man nur gesucht hätte.

(Heinrich Habel, Klaus Merten, Michael Petzet, Siegfried von Quast: Münchener Fassaden – Bürgerhäuser des Historismus und des Jugendstils, München 1974.)

Nur wenig distanzierter klingt in diesem Buch Heinrich Habels Äußerung zum gleichen Thema: „Generell ist es das Verdienst der Informationstheorie, den Wert der Gründerzeitfassaden der Öffentlichkeit bewußt gemacht und wissenschaftlich begründet zu haben, doch gerieten ihre geschilderten Auswirkungen z. T. in einen gewissen Konflikt mit Grundsätzen und Methoden der modernen, auf Authentizität bedachten und sich auf den Befund des Originalzustandes stützenden Denkmalpflege.“ Inzwischen sind in München schon weit über 2000 Fassaden farbig renoviert worden. Um beim Beispiel der Münchner, mit Blickrichtung vor allem auf die Olympischen Spiele 1972 durchgeführten Fassadenaktion zu bleiben: Ähnlich wie Habel äußert sich Heinz Selig. „Eine auf visuelle Wirkung abgestellte Stadtbildpflege bewegt sich – zumal sie vornehmlich mit den Mitteln der Mehrfarbigkeit arbeitet – oft hart am Rande der dem Grundsatz historischer Authentizität verpflichteten Denkmalpflege . . . Trotz aller Einwände gegen eine oft als ‚Kosmetik‘ abgewertete Stadtbildpflege ist jedoch zu bedenken, daß eine Stadt durch sie nicht nur ansprechender wird, sondern daß eine der formalen Struktur entsprechende Farbgebung auch die Lesbarkeit einer historischen Fassade für den modernen Betrachter erleichtert.“ (Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland – Geschichte Organisation Aufgaben Beispiele – Ein Beitrag zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975. München 1974, S. 60.) Man kann sich kaum vorstellen, was passieren würde, wenn

derartige didaktisch verstandene Lesehilfen auch in anderen Bereichen der Kunstgeschichte eingeführt werden sollten!

Farbaktionen wie die in München machen überdies deutlich, daß Farbe oft nur als Vehikel verstanden wird, für ganz und gar außerkunsthistorische Ambitionen. Waren es in München die Olympischen Spiele, sind es in Krefeld etwa die 600-Jahrfeier der Stadt oder in Stuttgart (Motto: „Stuttgart bekennt Farbe“) die 1976 durchgeführte Bundesgartenschau. Farbe als politische, zumindest als lokalpolitische Dimension! Farbe als Ausdruck der Lebensfreude, des Wohlbefindens, der Urbanität!

In einem vom Berliner Senator für Bau- und Wohnungswesen 1971 herausgegebenen Heft, in dem auch die hier seit den 60er Jahren institutionalisierte Stadtbildpflege mit Gründerzeitbauten zu Wort kommt, heißt es im Vorwort des Senators beispielsweise: „In diesem Heft soll deutlich werden, daß Berlin kein graues, steinernes Meer ist, sondern eine farbenfreudige und schaffensfrohe Stadt voller Optimismus, die der Teilung und Abriegelung trotz.“ Und auch der vom Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk ausgerichtete Fassadenwettbewerb dürfte nicht zuletzt unter politisch-ökonomischen Aspekten zu beurteilen sein. In einer „Aus Liebe zur Stadt – Fassaden-ABC“ betitelten Broschüre heißt es stolz: „Wer heute durchs Ruhrgebiet fährt, der findet in allen Städten bunte Tupfer. In zarten Farbtönen prangen einst achtlos übersehene Fassaden aus Gründerzeit und Jugendstil . . . Allein die vom SVR initiierte Gemeinschaftsaktion zog immer weitere Kreise. 1974 beteiligten sich zehn Städte am zweistufigen Fassadenwettbewerb; 1975 sind es bereits 18. Manchmal freilich geschieht des Guten zu viel. Farbe allein tut's nicht. Gewußt wie – darauf kam und kommt es an. Hier finden Sie einige Hinweise.“ Und dann folgen Gestaltungsvorschläge, wie man etwa „hohe schmale Gebäude“ durch Betonung der Gesimse breiter wirken oder „extrem lange und niedrige Gebäude“ durch Betonung der senkrechten Gliederungen „optisch strecken“ kann. Warum aber ein schmales Gebäude breiter und ein breites höher erscheinen soll als von seinem Erbauer intendiert, kein Wort, auch nicht, daß mit derartigen Maßnahmen eventuell eine Verfälschung vorgenommen wird.

Daß ein farbiger Anstrich oder die Eigenfarbe des Materials auch noch im 19. Jahrhundert eine ikonographische Bedeutung haben oder eine politische Aussage machen konnte, zeigt zum Beispiel folgender Sachverhalt. Das im wesentlichen um die Mitte des 18. Jahrhunderts gebaute Schloß Schönbrunn bei Wien hatte nach neueren Untersuchungen ursprünglich eine rosarote und graue Bemalung. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts erhielt es den hellgelben Anstrich, der nach diesem Schloß benannt und für zahlreiche öffentliche Gebäude in Österreich-Ungarn verwendet wurde. Die vom Wiener Bundesdenkmalamt in den letzten Jahren an verschiedenen, dem ehemaligen Herrscherhaus gehörenden Gebäuden unternommenen Fassadenuntersuchungen lassen den Schluß zu, „daß das ‚Schönbrunner Gelb‘ oder ‚Kaisergelb‘ als Einheitsfarbe mit der Begründung des Österreichischen Kaisertums 1804 zusammenhängen und einen Rückgriff auf das römische Ockergelb darstellen könnte.“

Die heutigen Farbaktionen, gerade an Bauten des 19. Jahrhunderts, zeigen meines Erachtens deutlich, daß unsere Kenntnis über die Polychromie dieser Zeit mehr als lückenhaft ist und meist von Klischeevorstellungen bestimmt wird. Der von der sogenannten weißen Antike abgeleitete Klassizismus muß natürlich grau und weiß sein, die Architektur des Historismus grau in grau! Kein Wunder, daß bei



einer derartigen Palette heute der Ruf nach mehr Farbe laut wird. Dabei wird jedoch geflissentlich übersehen, daß klassizistische Architektur keineswegs immer grau-weiß und historisierende Architektur grau sein muß. Im Gegenteil! Ich möchte sogar behaupten, daß gerade im 19. Jahrhundert eine sehr differenzierte, sehr fundierte und sehr komplexe Farbigkeit, die allerdings Grau und Weiß nicht ausschloß, zum Einsatz kam. Allerdings, und das mag mit zu den Klischeevorstellungen beigetragen haben, war, generell gesprochen, die Farbigkeit im Vergleich mit romanischer, gotischer und barocker Architektur wesentlich gedämpfter, zarter, ja man könnte vielleicht sagen intellektueller.

Man beschäftigte sich jetzt bewußter als in vergangenen Zeiten mit Fragen der Polychromie. Baubehörden, Wissenschaftler, hier vor allem Archäologen, Historiker, aber auch Kunsthistoriker, besonders jedoch Architekten schalteten sich in die Diskussion ein. Auch Ärzte meldeten sich zu Wort, etwa weil die weiße Tünche an Häusern die Augen blende und zu Augenkrankheiten führen könne, was schließlich 1840 in Bayern beispielsweise zu einem Verbot des weißen Kalkanstriches führte. Der berühmte Polychromiestreit über die Farbigkeit antiker Architektur und Plastik wurde in den 20er Jahren durch Jakob Ignaz Hittorffs Farbbeobachtungen an antiken Bauten in Sizilien ausgelöst. Die Frage der Materialgerechtigkeit, des unverhüllten Zurschaustellens des Baumaterials wurde leidenschaftlich erörtert, eine Frage, die in vergangenen Jahrhunderten praktisch nie zur Debatte gestanden hatte. Der Backstein als Baumaterial erhielt wieder größere Bedeutung und wurde jetzt auch in Gegenden verwendet, in denen er früher so gut wie unbekannt war. Angesichts des rasanten Wachstums der Städte wurden Fragen des Städtebaues und damit Fragen einer großräumig abgestimmten Farbgebung aktuell. Kurz: Zu kaum einer Zeit vorher ist über das farbige Erscheinungsbild der Architektur auf so breiter Basis diskutiert und nachgedacht worden. Durch unhistorische Farbgebungen großen Stils, wie den eingangs erwähnten, wird der im 19. Jahrhundert erreichte hohe wissenschaftstheoretische Stand in dieser Frage nicht zur Kenntnis genommen; er wird überdeckt. Die Nachprüfbarkeit im Umsetzen von Theorie in Praxis wird erschwert.

Im frühen Klassizismus gab es nicht nur die weiß-graue Palette für den Verputz. In dem 1790 von Friedrich Christian Schmidt herausgegebenen Werk „Der bürgerliche Baumeister“ werden praktisch alle Farben für den Fassadenanstrich zugelassen mit Ausnahme der sogenannten „hohen Farben“, „weil sie zu sehr gegeneinander abstechen und blenden, welches dem Gesicht wehe thut . . . Die Haupterforderniß ist, daß man zum Grund alle Zeit eine blaße ziemlich helle Farbe wählt, welche sanft auf das Auge wirkt, und die hervorstechenden Theile, als Fensterbekleidungen, Lessees und Dachgesimse noch etwas heller anstreicht, wodurch sie sich noch mehr hervorheben.“ Die Naturstein-sichtigkeit im Sinne von Materialgerechtigkeit ist Schmidt fremd. Um den Gebäuden, auch Fachwerkgebäuden, „äußerlich den Schein von Festigkeit zu geben“, sollte man sie farbig so behandeln, „als wären sie von guten gehauenen Steinen erbaut. Um dieses zu bewerkstelligen, muß man folglich allezeit Farben wählen, welche der Farbe der natürlichen Steine, die man gewöhnlich zum Bauen braucht, nahe kommen. Die natürliche Farbe der gewöhnlichen Bausteine ist zwar nicht an allen Orten sehr angenehm, und fällt oft in das Dunkle, welches die nöthige Hellung der Straßen und das heitere Ansehn der Häuser hindern würde; allein alsdenn ist man ja auch nicht genöthigt, diese Farbe zur Grundfarbe zu wählen, indem man eine Farbe aussuchen

kann, welche auch an natürlichen gehauenen Steinen, obgleich an andern Orten gefunden wird“. Bruchsteinmauerwerk ist nach Schmidt immer zu verputzen. Quadermauerwerk, wenn es glatt und gut verarbeitet ist, braucht dagegen keinen Verputz. „Allein da die Steine aus dem Steinbruch doch selten in der Schattierung ihrer Grundfarbe einander ganz gleich sind, und der Einfluß der Witterung durch einen Überzug mit Firniß besser abgehalten und dadurch dem Salpeterfraß leichter vorgebeugt wird, so ist ein Anstrich mit der natürlichen Farbe der Steine, oder wenn sie zu dunkel ist, mit einer etwas blässeren Farbe, allezeit anzurathen.“ Lediglich bei Backsteinbauten läßt Schmidt die natürliche Farbe des Materials gelten, allerdings unter der Voraussetzung, „daß die äußerliche sichtbare Verbindung der Steine gut in das Auge fällt.“

Die von David Gilly in seiner 1798 erschienenen „Land-Bau-Kunst“ angegebenen Farben entsprechen denen Schmidts. Jedoch bereichert Gilly die Palette um einige kräftigere Töne wie Blau, Rot und Grün. Ein dunkles Grün ist beispielsweise für die Jesuitenkirche in Landshut nachgewiesen. Dieser Anstrich ist 1799 bis 1800 datiert.

Auch Peter Josef Krahe soll zu Beginn des 19. Jahrhunderts „kräftige warme Farben der Rot-Gelb-Braun-Skala“ benutzt haben. In dieser Tonskala wurde etwa die Villa Salve Hospes in Braunschweig rekonstruiert, wobei die Zeichnungen Krahes zur Grundlage genommen wurden. Inwieweit jedoch die farbig angelegten Zeichnungen klassizistischer Architekten bezüglich der tatsächlichen Farbgebung aussagekräftig sind, müßte noch genauer untersucht werden. Vorbehalte gegen derartige Rekonstruktionsmethoden, allein nach Zeichnungen ohne restauratorischen Befund, sind anzumelden. So bildet Hans-Joachim Helmigk in seiner „Oberschlesischen Landbaukunst um 1800“ Zeichnungen mit Farbbeschreibungen ab, die zum Teil als recht ungewöhnlich zu bezeichnen sind und von Olivgrün über Weinrot bis zu Violett reichen.

Mit der auch von Schmidt angesprochenen Steinfarbe wird im allgemeinen eine unbunte Farbe assoziiert. Dieses spätere Vorurteil widerlegt schon Schmidt selber, indem er darauf hinweist, daß an den verschiedensten Orten auch das farbig unterschiedlichste Material vorkommt. Wenn also im 19. Jahrhundert der Ausdruck steinfarben gebraucht wird, dann beinhaltet diese Bezeichnung nicht sozusagen automatisch einen Grauwert. Es kann auch damit ein roter oder gelber Mainsandstein, grüner Rohrschacher Sandstein oder ein ockerfarbenes oder schwärzliches Material gemeint sein.

Im späteren Klassizismus wird das Verhältnis der Architekten zum Baumaterial ambivalent. Putzverkleidung und farbige Behandlung der Steine werden zunehmend kritisiert. So äußert sich Carl Friedrich Schinkel 1829 in einem Gutachten folgendermaßen: „Jede Farbe, die bei gewöhnlicher Architektur nicht an irgend ein Baumaterial erinnert, wird schon etwas Anstößiges haben.“ An anderer Stelle bezeichnet er verputzte Wände als „widerlichen Kontrast“ zu Sichtmauerwerk. Er selber handelte jedoch nicht immer nach diesen Maximen, wie noch zu zeigen sein wird.

Auch bei Gottfried Semper ist dieses zwiespältige Verhältnis festzustellen. In seinen 1834 erschienenen „Vorläufigen Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten“ setzt er sich einmal vehement für den Materialstil ein, indem er schreibt: „Es spreche das Material für sich und trete auf, unverhüllt, in der Gestalt, in den Verhältnissen, die als die zweckmäßigsten für dasselbe durch Erfahrungen und Wissenschaften erprobt sind. Backstein erscheine als Backstein, Holz als Holz, Eisen als Eisen, ein jedes nach den

ihm eigenen Gesetzen der Statik.“ An anderer Stelle in dem gleichen Aufsatz heißt es jedoch: „Aber sind die heiteren Farben des Südens unserem grauen, nordischen Himmel angemessen? Was die Sonne nicht färbt, bedarf um so mehr des Kolorits. Überdies sorgt die undurchsichtige Luft schon für die Harmonie. Farben sind minder schreiend als das blendende Weiß unserer Stuckwände. Und suchen wir nach in den Überlieferungen der alten Volkstümlichkeit, wir finden Häuser, Geräte, Kleider der Landleute farbig und lebhaft. Sind unsere Wiesen, unsere Wälder, unsere Blumen grau und weiß? Sind sie nicht viel bunter als im Süden?“

Man sollte nach dieser Äußerung meinen, Semper wäre ein Verfechter buntfarbig getünchter Architektur. In seinen Bauten wird jedoch mit Ausnahme einiger weniger Buntfarbigkeit nicht durch eine Polychromie nach antiken Beispielen, sondern in der Regel durch den Einsatz verschiedener Materialien erreicht. Im Vorwort zu seinen „Vorläufigen Bemerkungen“ distanziert er sich ausdrücklich folgendermaßen: „Der Eifer, mit dem der Verfasser einen veralteten Gebrauch in Schutz zu nehmen bemüht ist, könnte ihn bei manchem verdächtigen, als wäre es seine Absicht, seine Zeitgenossen zu bereden, ihre Gebäude auf einmal alle nach Art der alten Tempel von Athen und Sicilien zu bemalen.“

Ebenso wie bei Semper sind auch bei dem Architekten und Archäologen Jakob Ignaz Hittorff, dem anderen prominenten Vertreter antiker Polychromie, kaum Bauten bekannt, wo er aus seinen Farbbeobachtungen Folgerungen für seine eigenen Werke gezogen hätte. Der Polychromiestreit zeitigte für die Architektur des 19. Jahrhunderts entgegen den Erwartungen kaum neue Farbansätze zur Außenpolychromie.

Zu den Vertretern des sogenannten Materialstils zählt auch Heinrich Hübsch, der eine Übertünchung „als ganz unverträglich mit der Würde eines öffentlichen Gebäudes“ charakterisierte. Nur eine „Anwendung verschiedenartiger Materialien“ könne zu einer „monumentalen Polychromie“ führen. Im Eisenacher Regulativ von 1861 wird für den protestantischen Kirchenbau ausdrücklich ein „dauerhaftes Material und solide Herstellung ohne täuschenden Bewurf oder Anstrich“ gefordert. Ob mit diesem unverhüllten Zurschaustellen des Materials auch ideologische oder gar nationale Aspekte zu verknüpfen sind, etwa in dem Sinne gotisch gleich deutsch, sichtbares Material gleich deutsch, Wahrheit gleich deutsch, wie man jüngst gemeint hat, ist zu bezweifeln, da die zitierten Aussagen ebenso wie die Architekturbeispiele sich nicht nur auf Deutschland allein beschränken lassen.

In diesem Zusammenhang soll kurz auf die Verwendung des Backsteines im 19. Jahrhundert eingegangen werden, ein Thema, das meines Erachtens noch völlig unzulänglich bearbeitet ist. Bislang wurde oft übersehen, daß Backsteinrohbau auch schon bei rein klassizistischen Bauwerken anzutreffen ist, nicht nur bei einfachen unbedeutenden Bauten, sondern auch bei größeren öffentlichen Gebäuden. So baute beispielsweise Carl Ludwig Wimmel in Hamburg die St.-Pauli-Kirche 1820, das Allgemeine Krankenhaus 1823, das Stadttheater 1827 oder das Gefängnis 1830 in rein klassizistischen Formen mit gelbem beziehungsweise rotem Sichtbackstein, wodurch eine eigentümliche Diskrepanz und Spannung zu den Innenräumen der genannten Gebäude entstand. Wie Sigfried Giedion nachzuweisen versucht hat, können hierfür Reminiszenzen an norddeutsche Backsteingotik zu diesem Zeitpunkt noch nicht namhaft gemacht werden.

Die genannten Beispiele widerlegen Hans Jörg Riegers An-

sicht, in den meisten deutschen Gebieten wäre der unverputzte Backstein in dieser frühen Phase „lange Zeit den anspruchslosen und ärmlichen Kleinbauten“ vorbehalten gewesen. Sicherlich war es so, daß unter dem späteren Einfluß des romantischen Historismus die Verwendung von unverputzten Backsteinen und glasierten Ziegeln erheblich zunahm und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kulminierte, und hier auch in Gegenden wie etwa Südwürttemberg, wo Backstein praktisch niemals zuvor als Baumaterial eingesetzt wurde.

Sehr interessant sind Schinkels Äußerungen über die Verwendung von Backsteinen. Für seine Neue Wache in Berlin forderte er Backsteinmauerwerk, dessen Fugen nachträglich auszustreichen, zu ritzen und zu glätten wären. Anschließend sollte das Mauerwerk mit einer, wie er schreibt, „lichten Ölfarb, welche die Fugen durchscheinen läßt“, angestrichen werden. Schinkel wollte damit, noch ganz im Sinne klassizistischer Vorstellungen, einen gleichmäßigen Aspekt erhalten, um die unterschiedlichen Brände zu überspielen, ohne auf die strukturellen Wirkungen des Mauerverbandes zu verzichten. Anfänglich wurden von Schinkel sogar Backsteinimitationen in durchgefärbtem Zementmörtel akzeptiert.

Zum Militärarresthaus in Berlin schreibt er 1817: „Bei der Bedeutendheit des Gegenstandes aber scheint es uns sehr wichtig, daran Gelegenheit zu finden, ein längst gewünschtes Vorhaben in Ausführung zu bringen, wodurch zugleich Solidität und Genauigkeit mit einem charaktervolleren Ansehen gewonnen wird. Nämlich statt des gewöhnlichen Kalkabputzes, der nach wenigen Jahren besonders an den Ecken in unserem Klima leicht abfällt und dann ein ärmliches, fast widerliches Ansehen hat, würde das ganze Äußere des Gebäudes in einem akkuraten Mauerwerk mit Rathenauer Steinen bekleidet werden. Die Fugen würden bei diesem Mauerwerk anfangs wie bei dem Kalkputz offen gelassen, nachher mit recht frischem Kalk sauber angestrichen und in der Mitte jeder Fuge mit einer eisernen Spitze nach dem Lineal ein vertiefter Strich gezogen, der das ganze Werk noch mehr reguliert. Zuletzt erhält die ganze Fassade einen Anstrich von Ölfarbe, der in einer lichterem Tonfarbe gehalten werden müßte, und zwar so, daß die ganze Konstruktion der Fugen sichtbar durchscheint.“

In späteren Jahren verwirft Schinkel meist einen Anstrich und läßt das Baumaterial unbehandelt. Zu dem von ihm um 1830 gebauten Haus des Fabrikanten Feilner schreibt er unter anderem: „Die Ausführung dieses Wohnhauses ist in allen Teilen als vollkommen gelungen zu betrachten und hat das schöne Resultat geliefert, daß man die äußere Architektur da, wo Fabriken wie die seinige dem Bauunternehmer irgend die Hand bieten, in keiner Art, selbst nicht in Tünche und Stuck, wohlfeiler, aber dabei weit dauerhafter, genauer, schärfer und charakteristischer darstellen kann . . . Die in den Fassaden angegebenen dunklen horizontalen Lagen sind durch Backsteine von dunkelglasierter Farbe hervorgebracht. Es ist sehr zu wünschen, daß diese dauerhafte, schöne und wahrhafte Architektur aus gebranntem Ton ohne Übertünchung recht viel Nachahmung, sowohl für öffentliche Gebäude als Privathäuser, finden möge.“ Und zur wenig später errichteten Bauakademie schreibt er: „Der Bau wird in Backsteinen ausgeführt und bleibt in seinem Äußeren ohne Übertünchung und Abputz. Das Material ist deshalb mit besonderer Sorgfalt bearbeitet worden . . . Durch die ganze Fassade ist jedesmal in regelmäßiger Höhe von fünf Steinschichten eine Lagerschicht von glasierten Steinen in einer sanften mit dem ganzen harmonischen Farbe angeordnet, teils um die rötliche Farbe der Backsteine in der

Masse etwas zu brechen, teils um durch diese horizontalen Linien, die das Lagerhafte des ganzen Baues bezeichnen, eine architektonische Ruhe zu gewinnen.“

Die Kombination verschiedenfarbiger Ziegel, wie sie von Schinkel propagiert wurde, beeinflusste im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts das Schaffen einer Reihe bedeutender Architekten: genannt seien nur Gärtner, Hübsch, Chateaufneuf und Ziebland. Mitunter wird das Repertoire an Kombinationsmöglichkeiten, dies vor allem im späteren 19. Jahrhundert, durch die Zugabe von Hausteinen erweitert, die meist an entscheidenden baulichen Gelenkstellen eingesetzt werden und den Bauten neben Rhythmisierung und Gliederung auch optischen Halt, etwa als Eckquaderungen, geben sollen.

Backstein und Haustein hatte beispielsweise Leo von Klenze bei seiner Alten Pinakothek in München verwendet, obwohl er anfänglich einen Verputz anstrebte. Weshalb die Wände dann doch mit Verblendklinkern versehen wurden, begründet er folgendermaßen: „Theils der Schönheit, theils der Haltbarkeit wegen ward beschlossen, die Mauerflächen der Pinakothek statt mit unhaltbarem Bewurfe, mit einer Art von Backsteinen zu bekleiden, welche durch Form und Farbe mit dem Charakter des ganzen Gebäudes und dessen Quaderkonstruktion in Einklang ständen, und deren Festigkeit für die Zukunft die nöthigen Reparaturen vermeiden ließe.“ Ausschlaggebend für die Wahl des Verblendklinkers war für Klenze also einmal die Schönheit des Ziegels – er suchte übrigens lange, bis er ein ihm geeignet erscheinendes Tonmaterial fand – und zum andern der im Vergleich mit Putz geringfügige Unterhaltungsaufwand solcher Fassaden, ein Argument, das ja auch schon Schinkel brachte.

In der wenigen Literatur, die sich mit dem Problem der Außenpolychromie im 19. Jahrhundert auseinandersetzt, wird weitgehend übereinstimmend für die zweite Jahrhunderthälfte ein Ende der bunten Farbe konstatiert. Für Berlin heißt es da beispielsweise: „Die Bauprobleme lagen in der Bewältigung der ständig steigenden Wohnungsnot. Das steinerne Berlin wuchs schnell, an Farben zu denken, an Tönungen, wäre absurd erschienen“, ein Erklärungsversuch, der meiner Meinung nach sehr vordergründig ist. Warum sollte man in der unterstellten Eile nicht an Farben denken, wenn man doch laufend an Formen der Renaissance, der Gotik oder des Barock dachte? Vielleicht wurde ja auch ganz bewußt die Farbe zugunsten der Form zurückgedrängt. Vielleicht waren auch städtebauliche Überlegungen maßgebend etwa in dem Sinne, daß eine neuromanische oder neugotische Backsteinkirche oder ein anderes in Backsteinen aufgeführtes öffentliches Gebäude in einem der sogenannten grauen Gründerzeitquartiere als farbiger städtebaulicher Akzent bewußt herausgearbeitet werden sollte.

Außer Zweifel steht, daß die Polychromie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückging. Sie erlosch aber, wie oft gemeint wird, keineswegs. Zu sagen, die Städte hätten in dieser Zeit ein graues Gesicht bekommen, sie seien zu „grauen Ansammlungen von Geschäftshäusern und Zinspalästen“ geworden oder mit „Neu-Renaissance und Neu-Barock beherrschten grauer Stein und Stuck die Szene der europäischen Städte“, entspricht in dieser Pauschalierung nicht den offenkundigen Tatsachen. Wenn man einmal aufmerksam durch verschiedene Gründerzeitviertel geht und von der allgemeinen Verschmutzung einmal abstrahiert, wird man unschwer eine gewisse, wenn auch verhaltene Buntheit entdecken können, eine Buntheit, die entweder durch Anstriche oder aber Materialwechsel bewirkt

wird. So entstand in Mannheim zum Beispiel eine sehr vielfältige Farbigekeit durch Einsatz verschiedener Buntsandsteine, die nicht überstrichen wurden. Von den in den siebziger Jahren gebauten Hamburger Kolonnaden, die man auch in den letzten Jahren schon durch modernistische Farbgestaltungen aufzuwerten suchte, heißt es in einem zeitgenössischen Bericht: „Das in den Kolonnaden zur Anwendung gebrachte Material ist ein äußerst mannigfaches, so daß der Straße ein wahrhaft farbenreiches Gepräge verliehen wird, gehoben durch die in großer Zahl angebrachten, reich verzierten und originellen Erker, Balkons, Loggien, Pavillons, Türme und Mansarden, die den Reiz der Straße erhöhen.“

Diese Äußerung belegt, daß im Empfinden der Menschen im 19. Jahrhundert Buntfarbigkeit nicht nur durch verschiedene Materialien und Farbanstriche, sondern auch durch Formenvielfalt entstehen konnte.

Eine gewisse Dämpfung der Farben und Tendenz zur Vereinheitlichung ist zweifellos im späteren 19. Jahrhundert festzustellen. Zu einem Teil dürfte dies sicherlich auch auf behördliche Einflüsse zurückzuführen sein. Leider sind die entsprechenden einschlägigen baupolizeilichen Verordnungen bislang noch nicht aufgearbeitet. Während sich Schinkel 1829 gegen jegliche Reglementierung wandte und die Farbgebung lieber von Fall zu Fall geklärt wissen wollte – er schrieb: „Es scheint nicht ratsam, nur die rote und schwarze Farbe an den Hausfassaden ganz zu verbieten, weil es eine Menge anderer Farben gibt, die ebenso unangemessen in jeder Beziehung sind.“ Während Schinkel also noch gegen Farbleitpläne war, scheinen im späten 19. Jahrhundert in verschiedenen Städten entsprechende Richtlinien erlassen worden zu sein. Ich möchte hier nur aus einer um 1870 für Bamberg erlassenen „Verordnung über den Anstrich von Gebäuden“ zitieren, die aber schon von einem zeitgenössischen Kommentator als „buerokratisches Kuriosum“ kritisiert wird, das offenbar „einem besonders stark entwickelten Regierungsbedürfnis oder einem besonders feinfühlenden ästhetischem Sinne ihre Entstehung zu danken“ habe. Der Kommentator fährt fort: „Ein materielles Bedürfnis für eine derartige Verordnung scheint uns und wohl Jedem, der die freundliche Bischofsstadt besucht hat, völlig unerfindlich.“ In dieser Verordnung heißt es unter anderem: „Bei Neubauten und Hauptreparaturen... sind die Façaden, insofern diese nicht aus Hausteinen oder Backsteinrohbau konstruiert sind, mit einem Farbanstriche zu versehen und letztere auch zu erhalten. Zur Ausführung derselben ist eine milde, den Augen unschädliche sog. Steinfarbe nach Maassgabe der aufgestellten Musterkarte zu benutzen, und kann hierzu Wasserfarben- oder Ölanstrich gewählt werden. Die Herstellung des Anstriches ist in allen sichtbaren Façadenflächen gleichartig zu beschäftigen. Die hervortretenden Fenstereinfassungen, Gesimse etc. sind um einen Ton heller als der Façadengrund zu halten. Zum Anstriche der Fenster, Thüren, Läden und anderer Holztheile ist imitirte Naturholzfarbe, brauner, broncefarbiger, silbergrauer und weisser Oelanstrich zu verwenden. Wenn zwei oder mehrere Gebäude in ihrem Aeusseren ein architektonisches Ganzes bilden, haben dieselben auf ihre ganze Ausdehnung einen gleichmäßigen Anstrich zu erhalten, und ist die Verwendung verschiedener Farbentöne unzulässig... Anstriche, welche von den vorstehenden Bestimmungen abweichend hergestellt werden wollen, erfordern besondere polizeiliche Bewilligung.“

Zusammenfassend läßt sich feststellen:

Das 19. Jahrhundert ist trotz aller Grauweißmalerei für die Farbigekeit der Architektur ein bedeutsames Jahrhundert

gewesen, bedeutsam vor allem, weil man sich jetzt eigentlich zum ersten Mal ganz bewußt mit diesem Thema theoretisch, wissenschaftlich und praktisch beschäftigte. Es entstand ein ideologisch motivierter Dualismus zwischen Vertretern der reinen, unverfälschten Form, die das Material in seiner substantiellen Beschaffenheit sprechen lassen wollten, und traditionell Orientierten, die gerade mit Hilfe von Putz und Farbe das Material zu veredeln suchten. Häufig spiegelt sich dieser Dualismus in ein und derselben Person. Auch heute noch ist er ständig gegenwärtig und prägt zum Teil die zeitgenössische Architekturdiskussion. Zwar ist im 19. Jahrhundert ein allgemeiner Rückgang der Farbe zu verzeichnen, es ist aber ein Vorurteil zu meinen, daß die Farbe im Verlaufe des Jahrhunderts ganz aus den Stadtbildern verschwunden wäre. Daß durchaus farbige Akzente da waren, zeigt schon der Umstand der zunehmenden materialgerechten Verwendung verschiedenfarbiger Back- und Hausteine. Die vielfach geforderte Steinfarbe darf nicht dazu verleiten, hierunter nur Grautöne zu verstehen. Es können genauso gut Gelb- oder Rottöne gemeint sein.

Die Menge der in den letzten Jahren in das Blickfeld der Kunstgeschichte getretenen Objekte des 19. Jahrhunderts hat dazu geführt, daß man sie nicht mit der gleichen denkmalpflegerischen Sorgfalt betreut wie die Objekte älterer Architekturepochen. Sehr zeitgebundene Farbaktionen sollen zwar in einer sicherlich anerkennenswerten Weise Verständnis für die Architektur dieser Zeit erwecken, sie verfälschen aber meist die geschichtliche Aussagekraft nicht nur einzelner Objekte, sondern ganzer städtebaulicher Zusammenhänge, die auf Grund rationalistischer Planungsvorgänge entstanden sind.

Geradezu ein Spiegelbild unhistorischer Farbaktionen bietet die vom Bundesverband des deutschen Farbengroßhandels in Düsseldorf herausgegebene Zeitschrift „i-Punkt Farbe“. Allein das Studium der Überschriften einzelner in dieser Zeitschrift erschienener Artikel spricht für sich und die kurzlebige Zeitgebundenheit von Farbauffassungen. Als zaghafte Kritik von Denkmalpflegern im Sinne von Befund-

treue geäußert wurde, verteidigte sich die Zeitschrift 1973 unter der Überschrift „Denkmalpfleger gegen farbige Fassaden?“: „Eine solche Konsequenz würde jedoch zwei elementare Fakten außer acht lassen: 1. Beim öffentlichen Bauen geht es heute mehr denn je um einen erlebniswichtigen Raum, für den mehr zu fordern ist als Originaltreue. 2. Die Baugeschichte hat immer wieder erwiesen, daß die Generation der Söhne die Häuser der Väter von Grund auf farbig neu gestaltete. Demnach ist ein prinzipielles Einfrieren der Bausubstanz auf den ursprünglichen Zustand jedem kulturgeschichtlichen Verhalten entgegen.“

In den folgenden Jahren wurde dann „wider den Dilettantismus unter der Parole farbige Stadt“ oder gegen zu krasse Buntheit zu Felde gezogen. Als dann trotz dieser Abschwächung die kritischen Stimmen nicht verhallen wollten, erschien 1976 ein Artikel mit der Überschrift: „Mancher Denkmalpfleger ist zur Farbfassadengestaltung nicht ausgebildet“, womit das Blatt zweifellos recht hat, bezieht der Denkmalpfleger seine Maximen doch in erster Linie aus geschichtlichen, nicht geschmäckerlichen Kategorien. Nachdem 1977 auf die „Diskussion um die farbige Stadt auch in der DDR“ – etwa Weimar, Erfurt und Halle – hingewiesen wurde, erschien im vergangenen Jahr ein Artikel mit der Überschrift „Wahrung der Bau-Farbsitten – gegen freie Farbtonwahl“, ein Beitrag, der sich mit den Auseinandersetzungen in Kronberg/Taunus befaßt, wo eine geplante Farbaktion im üblichen Stil auf heftigen Widerstand in der Bevölkerung stieß. Eine rasch gebildete Bürgervereinigung sieht dort im bunten Fassadenanstrich eine Zerstörung ihres schutzwürdigen Stadtbildes. Auch an anderen Orten mehren sich die Widerstände in der Bevölkerung. Diese Tendenz läßt für die Architektur des 19. Jahrhunderts hoffen.

Dr. Eckart Hannmann  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Schönbuchstraße 50  
7400 Tübingen 1

## Liste der Tagungsthemen

als Vorschau auf das Themenspektrum der geplanten Publikation „Historische Putze am Außenbau“

<i>H. F. Reichwald:</i>	<i>Grundsatzreferat – Instandsetzungsmaßnahmen am Außenbau</i>	<i>H. Wengerter:</i>	<i>Fachwerk, Putz und Farbigekeit</i>
<i>Prof. Dr. Knoepfli:</i>	<i>Das Problem der Putzrestaurierung</i>	<i>H. F. Reichwald:</i>	<i>Befunderstellung und Dokumentation am Außenbau</i>
<i>Dr. Arnold:</i>	<i>Putze und ihre Funktion</i>	<i>O. Emmenegger</i>	
	<i>Die Mörtel und ihre Herstellung</i>	<i>u. Dr. Arnold:</i>	<i>Möglichkeiten der Putzkonservierung</i>
<i>O. Emmenegger:</i>	<i>Historische Putzarten bis zur Neuzeit</i>	<i>O. Emmenegger:</i>	<i>Putztechnik – Putzergänzung</i>
<i>Dr. Wyss:</i>	<i>Verputz als Bestandteil der Architektur, dargestellt an Beispielen aus der Region Graubünden</i>	<i>Arch. Fietz:</i>	<i>Praktische Beispiele und Erfahrungen aus der Denkmalpflege</i>
<i>Dr. Strobel:</i>	<i>Verputz als Bestandteil der Architektur, dargestellt an Beispielen aus der Stadt Regensburg</i>	<i>Dr. Hammer:</i>	<i>Praktische Beispiele und Erfahrungen aus der Denkmalpflege</i>
<i>Dr. Hannmann:</i>	<i>Aspekte der Farbigekeit in der Architektur des 19. Jahrhunderts</i>	<i>Wien</i>	<i>Praktische Beispiele und Erfahrungen aus der Denkmalpflege</i>
		<i>H. Scholz:</i>	<i>Praktische Beispiele und Erfahrungen aus der Denkmalpflege</i>
		<i>Kiel</i>	<i>Putze als Architekturbestandteil</i>
		<i>Dr. Vierl:</i>	<i>historischer Bauten</i>

1 GRABUNGS-  
BEREICH in der  
Trasse der Bundes-  
straße 290 auf der  
Gemarkung  
Rainau-Buch  
im Jahre 1976.

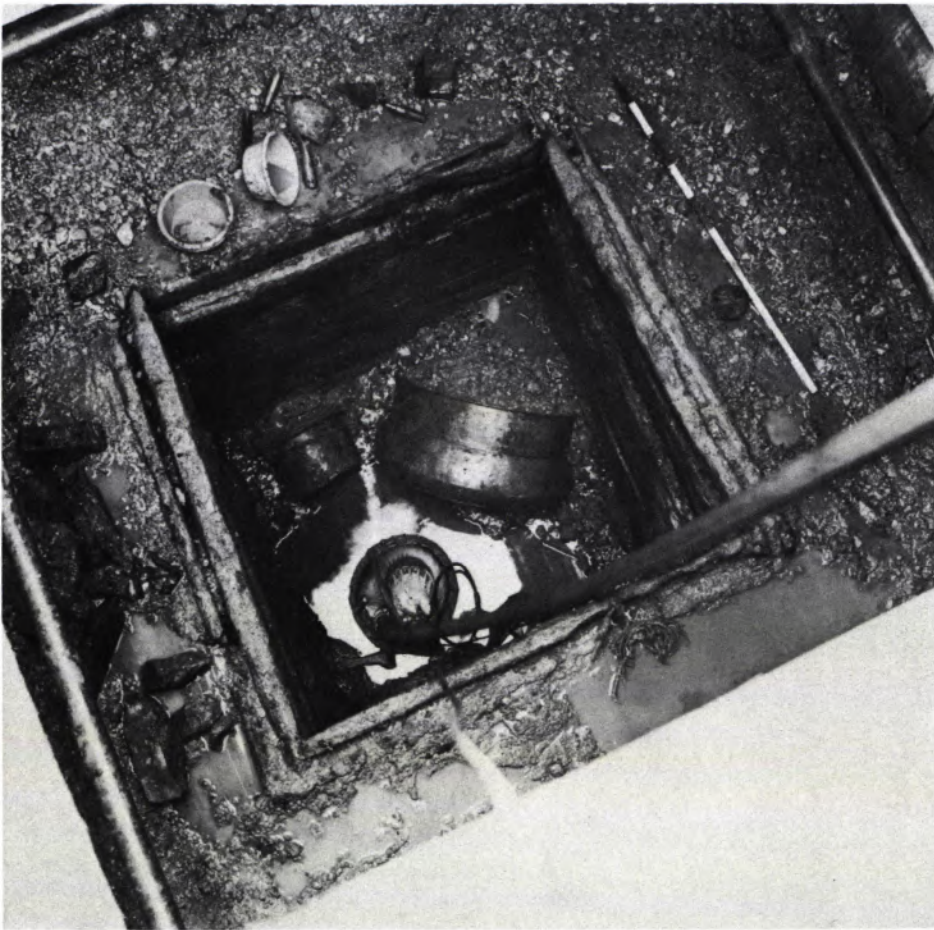


## Dieter Planck: Brunnenfunde aus dem römischen Kastelldorf bei Buch, Gemeinde Rainau, Ostalbkreis

In den Jahren 1976 bis 1979 wurden umfangreiche archäologische Ausgrabungen im Bereich der zivilen Siedlung beim Kohortenkastell Buch durch die Abteilung Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg durchgeführt. Diese Ausgrabungen wurden notwendig wegen der Neutrassierung der Bundesstraße 290 östlich von Schwabsberg und Buch. Vordem waren keinerlei archäologische Untersuchungen in diesem Kastelldorf durchgeführt worden, so daß es noch vollständig erhalten war. Es bot sich deshalb die Möglichkeit, einen ersten umfassenden Einblick in die Struktur und das Aussehen eines zivilen Kastelldorfes am äußeren Limes zu erhalten. Die Ausgrabungen bildeten in jenen Jahren einen Schwerpunkt der Bodendenkmalpflege im Regierungsbezirk Stuttgart. Sämtliche intakten Teile des Kastelldorfes, das durch systematische Kartierungen der Oberflächenfunde in seiner Ausdehnung etwa lokalisiert werden kann, wurden inzwischen mit Rechtsverordnung des Regierungspräsidiums Stuttgart vom 16. Mai 1978 zum Grabungsschutzgebiet erklärt, da hier die einmalige Gelegenheit besteht, durch zukünftige Ausgrabungen das komplette Kastelldorf zu untersuchen, eine Möglichkeit, die wir nur noch selten am äußeren obergermanischen und rätischen Limes vorfinden. Die Gra-

bungen wurden unter der örtlichen Leitung von Herrn Grabungstechniker F. Maurer, Stuttgart, durchgeführt. Die wissenschaftliche Betreuung lag in Händen des Verfassers. Sämtliche Grabungsabschnitte wurden sowohl durch das Landratsamt des Ostalbkreises wie auch durch die Gemeinde Rainau stets unterstützt. Dafür möchten wir an dieser Stelle Herrn Landrat G. Wabro, Herrn Kreisarchivar B. Hildebrand und Herrn Bürgermeister Gauermann recht herzlich danken. Besonders hervorzuheben ist die gute Zusammenarbeit mit dem Straßenbauamt Ellwangen, dessen Leiter, Herr Regierungsbaudirektor Löffelhardt, besonders zu danken ist. Im Einvernehmen zwischen den beiden Verwaltungen war es möglich, unsere Ausgrabungen so frühzeitig zu beginnen, daß sie ohne äußeren Druck durchgeführt werden konnten und die Bauarbeiten nicht verzögerten. Auch diese Ausgrabungen wurden wiederum vorwiegend mit unseren bewährten Mitarbeitern aus Buch und dessen Umgebung durchgeführt. Ohne ihren tatkräftigen Einsatz hätten die Untersuchungen nicht in diesem Umfang stattfinden können.

Die Grabung erbrachte eine Reihe von langrechteckigen Holzbauten, die sich mit der Schmalseite entlang einer vom südlichen Kastelltor zum Bad erstreckenden Straße aufreih-



2 BRUNNEN 13 mit zweifacher Holzverschalung, ausgegraben 1978 in Rainau-Buch. Die römischen Bronzegefäße liegen noch in situ.

BRONZEGESCHIRR aus ▷  
römischen Brunnen von  
Rainau-Buch.

3 Drei Schöpfer und Seiher  
mit Fabrikationsstempel  
„Saturninus f(ecit)“.

4 Kessel, Eimer, Schale,  
Schöpfer und Feldflasche;  
gefunden während der  
Ausgrabungen 1978.

2

ten. Deutlich erkennbare Pfosten und Gräbchen lassen die Grundrisse von mehreren bis zu 50 Meter langen und 20 Meter breiten Holzbauten rekonstruieren. Nur zwei kleine, mit Fußbodenheizung ausgestattete Räume besaßen massive Fundamente, alle übrigen Bauten waren reine Holzbauten. Besonders interessant ist die durchweg auf eine Achse orientierte Ausrichtung sämtlicher Bauteile, bis hin zu den einzelnen quadratischen, holzverschalteten Brunnen. In den Holzgebäuden konnten außerdem insgesamt 14 holzverschaltete Kellergruben untersucht werden. Im stark kiesigen Boden ließen sich häufig noch die Hohlräume der Pfosten oder die Abdrücke der vollständig vergangenen Holzschalung der Keller erkennen. Die Keller enthielten zum Teil in ihrer Verfüllung sehr viel Keramik, Münzen und sonstige Kleinfunde, aber auch Tierknochen und Abfälle; sie beweisen, daß nicht alle Keller gleichzeitig benutzt worden sind. Manche aufgegebenen Kellergruben dienten zweifellos zeitweise als Abfallgruben. Gerade die holzverschalteten Keller zeigen deutlich den Unterschied zwischen einem Kastellort am äußeren Limes und einem zeitgleichen Kastellort im Hinterland. Dort sind gerade die mit Steinmauern errichteten Keller charakteristisch, als Beispiel sei hier nur auf das Kastellort von Sulz am Neckar oder die große Siedlung von Königen am Neckar hingewiesen. Die Ausgrabungen in Buch belegen hingegen, daß man sich im äußersten Grenzbereich offenbar im späten 2. und 3. Jahrhundert zum mindesten im größeren Teil des Kastellortes weitgehend noch mit Holzbauten begnügte. Anlässlich der Verlegung von Versorgungsleitungen unmittelbar östlich der von uns untersuchten Fläche innerhalb der Bundesstraße 290 konnten im Frühjahr 1979 zwei bisher völlig unbekannte größere Steinbauten angeschnitten werden. Die Grabung ist zur Zeit im Gange. Sie erbrachte einen Steinbau von etwa 20 auf

20 Meter Ausdehnung mit insgesamt vier Räumen, von denen allein drei eine Fußbodenheizung besitzen. Besonders auffallend sind zwei Badewannen, die in den einen Raum eingebaut worden sind. Sehr wahrscheinlich handelt es sich hier um einen in sich abgeschlossenen Gebäudekomplex, der nur wenige Meter südlich des in den Jahren 1975 und 1976 aufgedeckten Kastellbades liegt. Die Bedeutung dieser Baugruppe kann bisher noch nicht sicher beurteilt werden, möglicherweise liegt hier eine Straßenstation vor. Schließlich konnte bei Baggarbeiten im Bereich des zukünftigen Speicherbeckens von Buch jenseits der Jagst ein Brennofen angeschnitten werden, der Anfang Mai untersucht wurde. Es handelt sich um einen vorzüglich erhaltenen rechteckigen Ziegelbrennofen, in dem zweifellos die Bauziegel für das Badegebäude und die beiden neuentdeckten Gebäude gebrannt worden sind. Das überaus umfangreiche Fundmaterial, das anlässlich dieser drei großen Grabungskampagnen geborgen wurde, ergibt zusammen mit den baulichen Befunden interessante und wichtige Einblicke in die Struktur dieser zivilen Siedlung und in die Chronologie des äußeren Limesabschnittes. Von den Funden aus dem Kastellort sind einige herausragende Stücke besonders zu erwähnen: Ein glücklicher Zufall erbrachte eine 5,5 cm hohe Jupiterstatuette aus Bronze sowie einen kleinen, in einer leichten Mulde abgelegten Bronzedeptofund aus zwei vorzüglich erhaltenen Gefäßen. Dieser Fund besteht aus einer schönen, aus Bronzeblech getriebenen Schale und einer gegossenen Griffschale, die an der Innenseite einen mit pflanzlichen Motiven verzierten Einsatz besitzt, der sekundär eingelötet wurde, außerdem einen profilierten Griff, der in einem Widderkopf endet. Die Augen des Tierkopfes und einzelne Blätter des pflanzlichen Dekors an der Attasche sind mit Silber eingelegt, ein Hinweis dafür,



3

4





5 INFANTERIEHELM aus Bronze mit Wangenklappen und Nackenschutz.

welch kostbaren Besitz dieses Gefäß darstellte. Die Schale zeigt vor allem am Griff deutliche Spuren einer langen Benutzung, was einleuchtend ist, wenn man bedenkt, daß derartige Schalen Erzeugnisse des 1. nachchristlichen Jahrhunderts sind. Wir dürfen annehmen, daß dieses Gefäß ein Importstück aus einer campanischen Werkstatt darstellt.

Innerhalb der erwähnten Holzbauten konnten insgesamt 13 Brunnen oder Zisternen untersucht werden, deren Holzverschalung teilweise noch vorzüglich erhalten war. Während der Grabungskampagnen 1976 bis 1978 wurden insgesamt zehn dieser Brunnen vollständig untersucht. Drei weitere Brunnen wurden während einer vierten Grabungskampagne im April 1979 ausgehoben. Fast alle Brunnen bargen umfangreiches Fundgut, drei Brunnen ragen besonders heraus. Brunnen Nr. 9, dessen oberer Bereich stark mit kieshaltigem Boden verfüllt war, enthielt in den tieferen Schichten bemerkenswerte, stark angebrannte Hölzer, Ziegel und Steinmaterial, was ohne Zweifel auf eine Brandkatastrophe hinweist. Die Holzverschalung dieses Brunnens war völlig vergangen. Er besaß eine Tiefe von 10,5 Meter unter der heutigen Oberfläche. Eine starke Wasserschüttung in dieser Tiefe erschwerte die Bergung der auf der Sohle der Zisterne liegenden Gegenstände. Dieser Brunnen bildete eine wahre Fundgrube und ergab für unseren Raum bisher einmalige Gegenstände. Zunächst ist der erste nahezu vollständig erhaltene römische Infanteriehelm in unserem Lande zu nennen. Es handelt sich hierbei um einen aus Bronzeblech getriebenen Helm des späten 2. und frühen 3. Jahrhunderts mit breitem Nackenschutz und kreuzförmiger Verzierung auf der Helmkalotte, die aus Blech herausgetrieben wurde. Die beiden ungleich gestalteten Wangen-



6 HOLZFIGUR mit stark betontem Phallus und einem Wollballen auf den Schultern.

klappen lassen sich vorne am Kinn verschließen. Einzelne technische Details, wie die unvollständige Bearbeitung der randlichen Bereiche und die ungleiche Ausgestaltung der verzierten Wangenklappen lassen die Vermutung zu, daß der Helm unfertig in den Brunnen gelangt ist. Im selben Brunnen fand sich außerdem ein wohl vollständig erhaltenes römisches Kettenhemd aus Tausenden von kleinen Eisenringen sowie eine etwa 20 cm hohe, frei stehende Holzplastik, die die Hand eines geschulten Bildhauers verrät. Bisher kennen wir aus den nördlichen Provinzen des römischen Weltreiches nur ganz wenige Holzfiguren. Die sehr eindrucksvolle Plastik stellt auf einem runden Sockel einen buckeligen, bärtigen Mann dar, der mit einem aus grobem Material hergestellten kurzen Mäntelchen und einem gefalteten Rock bekleidet ist. Die Figur besitzt einen übermäßig betonten Phallus. Bemerkenswert ist ein Wollballen, den der Mann auf seiner Schulter trägt. Die Deutung dieser unseres Wissens einmaligen Figur ist recht schwierig. Sollte es eine unbekannte Gottheit sein, oder haben wir es mit einer grotesken Figur zu tun? Hier sind Untersuchungen und Vergleiche abzuwarten.

Die Ausgrabung des Brunnens Nr. 13 erbrachte zum Abschluß der Kampagne 1978 eine weitere Überraschung. Auch dieser etwa 7 Meter tiefe Brunnen besaß die charakteristische brandschutthaltige Verfüllung. Dieses Mal war die hölzerne Verschalung noch vollständig erhalten. Besonders interessant ist die Tatsache, daß dieser Brunnen eine zweite Schalung erhalten hatte, die noch um 0,4 Meter tiefer reichte. Offenbar war die äußere Schalung aus unbekanntem Gründen unbrauchbar geworden. Auf der muldenförmigen Sohle des Brunnens lag ein Eisen- und Bronze-



depotfund von beachtlichem Umfang und großer Qualität. Herausragend ist der vollständig erhaltene Kessel mit einem Durchmesser von 71 cm und einer Höhe von 40 cm. Zwei Bronzeimer mit Eisenhenkel gehören, wie der große Kessel, in den bekannten Formenschatz römischer Bronzegefäße des 3. Jahrhunderts n. Chr. Dazu gehören eine flache Pfanne mit sternförmiger Attasche und Ring und eine 41 cm hohe, aus Eisenblech hergestellte und mit Bronzeblech umfaßte Feldflasche, die im Gefäßschatz römischer Zeiten zu den großen Seltenheiten zählt. Ein ähnliches Stück wurde aus Hedderheim bekannt. Außerdem gehören zu diesem Fund einige hervorragend gut erhaltene, mit Brandpatina versehene Eisengeräte. Zunächst sei eine vollständige eiserne Waage mit einem Waagbalken von 91 cm Länge erwähnt. Drei verschiedene Meßskalen, die aus Blech hergestellte Waagschale sowie das mit Blei gefüllte Gewicht und die Aufhängevorrichtung aus sehr schön tordierten Eisenstäben sowie ein eiserner runder Dreifuß und ein großes, hackmesserartiges Gerät runden diesen Fund ab.

Die Untersuchung der letzten noch nicht vollständig freigelegten Brunnen im April dieses Jahres brachte dann schließlich noch weitere überraschende Funde. Am 26. April 1979 wurde in den letzten Tagen der Ausgrabung im Bereich des Kastelldorfes Buch auf der Sohle des Brunnens Nr. 7 ein weiterer Bronzegeschirr- und Eisengerätefund geborgen. Mit insgesamt 36 Einzelteilen gehört dieser Fund zu den umfangreichsten Schatzfunden des 3. Jahrhunderts am äußeren rätischen Limes. Der Fund besteht aus 15 bronzenen Gefäßen, zwei kleinen bronzenen Figuren sowie etwa 20 Eisengeräten. Da der Fund noch nicht vollständig restauriert werden konnte, seien die Eisengeräte hier lediglich aufgelistet. Zum Fund gehören eine mehrteilige tordierte Aufhängung, eine 96 cm lange sogenannte Hypokaustschaufel, zwei bis zu 1,2 Meter lange, vollständig erhaltene Sensen, ein spitzförmiger Spaten, eine Axt, eine Schafschere, zwei Fensterkreuze, ein Pickel, ein Schlüssel, ein 66 cm langer Feuerbock, ein Gitterrost, ein runder Ring, ein Eimerhenkel mit Haken, ein Messerblatt mit zwei Ösen, ein Haken, ein Fuß mit drehbarer Platte und Schloßbeschläge sowie mehrere zunächst nicht sicher bestimmbare Eisen- teile.

Die Qualität des Fundes zeichnet sich vor allen Dingen aber

in den bronzenen Gefäßen ab. Sämtliche Gegenstände sind vorzüglich erhalten und weisen nur ganz geringe Beschädigungen auf. Zunächst seien ein Schöpflöffel sowie ein dazu- gehöriger bronzenener Seier mit einem flachen Griff erwähnt. Es handelt sich um ein Erzeugnis des frühen 3. Jahrhunderts. Auf dem flachen Griff des Siebes läßt sich deutlich der Fabrikationsstempel „SATURNINUS F(ecit)“ erkennen. Weiter sind zu nennen zwei einfache bronzene Eimer – zylindrisch beziehungsweise leicht gebauht – mit Eisen- henkel, Formen, die besonders charakteristisch sind für die Schatzfunde des 3. Jahrhunderts. Zu diesen Gefäßen gehört wohl noch ein einfacher bronzenener Deckel mit einem Durchmesser von 30 cm, dessen Griff abgebrochen ist. Besonders qualitativ sind drei bronzene Becken mit einem Durchmesser zwischen 21 und 27 cm. Weiter ist eine Griff- schale aus Bronzeblech zu erwähnen mit massivem, mehr- fach profiliertem Standring und massivem, leicht verziertem Griff, der in einem Hundekopf endet. Bei dieser Griffschale handelt es sich wohl um ein Erzeugnis des 2. nachchrist- lichen Jahrhunderts. Besondere Bedeutung haben eine Reihe von ganz herausragenden Bronzegefäßen, die bisher in unserem Land in dieser Qualität nicht gefunden werden konnten. Zunächst sei erwähnt eine etwa 10 cm hohe kuge- lige Bronze flasche mit gebogenem Henkel, der auf beiden Seiten in Ösen eingesetzt ist, die auf dem Bauch des Gefäßes mit blattartiger Attasche befestigt sind. Diese kleine, wohl für duftende Essenzen benutzte Flasche konnte oben durch einen Drehdeckel verschlossen werden. Dieser Drehdeckel funktioniert bis zum heutigen Tag. Außerdem sind zwei 12,5 cm beziehungsweise 20 cm hohe Kannen mit enger Mündung hervorzuheben. Das kleinere Exemplar zeigt deutlich, daß es lange benutzt wurde. Der erste gewiß vor- züglich gearbeitete Henkel ging im Laufe der Zeit verloren und wurde durch einen einfachen, recht primitiv gestalteten Henkel ersetzt. Die größere Kanne ist fast vollständig er- halten, lediglich der ursprüngliche Fuß ging verloren und wurde durch einen schlichten scheibenförmigen Bronzefuß ersetzt. Bei diesem Exemplar ist jedoch der Henkel voll- ständig erhalten. Er beweist die hervorragende Qualität dieses Stückes: Am Ansatz oberhalb der Öffnung ragt aus dem blattförmig gestalteten Henkel ein Pferdekopf heraus, am Ende des Henkels die mit einem Frauenkopf verzierte

7 GRIFFSCHALE mit Widderkopf am Griffende aus einem Bronzedeptfund des Kastelldorfes Rainau-Buch.





8 KANNE mit schmaler Mündung und Pferdekopf am Griffende; 1979 aus einem römischen Brunnen in Rainau-Buch geborgen.

Attasche. Zu nennen ist schließlich die vollständig erhaltene 19 cm hohe Kanne mit kleeblattförmiger Mündung und mit einem reich verzierten Henkel, der oberhalb der Mündung einen Löwenkopf besitzt und dessen Attasche als Löwenpranke ausgestaltet ist. Die zuletzt erwähnten Bronzegefäße gehören durchweg in das 1. Jahrhundert und besitzen Parallelen in Pannonien und anderen Provinzen. Alle diese qualitätvollen Stücke sind lange benutzt und wohl über mehrere Generationen vererbt worden. Sie gelangten schließlich, wie andere Funde zeigen, im 3. Jahrhundert in den Brunnen.

Die dritte Gruppe des Schatzfundes bilden zwei Bronzefiguren, die ebenfalls von besonderer Qualität sind. Insgesamt waren wohl drei Figuren vorhanden. Von der dritten konnten wir jedoch lediglich den massiven bronzenen Sockel auffinden. Die erste Figur stellt den römischen Kriegsgott Mars in voller Bewaffnung dar. Das Götterbild ist ein typisches provinziales Erzeugnis, deutlich zu erkennen an der etwas plumpen Darstellung und dem übergroß betonten Kopf. Der mit Brustpanzer und Helm bewaffnete stehende Gott hält in seiner Rechten eine Lanze, in seiner Linken einen Schild. Deutlich im Gegensatz dazu steht ein kleiner, auf einem runden Sockel stehender nackter Amor, um dessen Lenden ein Gürtel mit zwei Tüchern geschlungen ist. Dieser Amor hat geradezu barocke Gesichtszüge. Die beiden emporgehobenen Hände tragen eine bronzene Schale (siehe Titelbild). Ähnliche Darstellungen sind bisher selten.

Dieser für das 3. Jahrhundert überaus qualitätvolle Schatzfund aus Buch zeigt sehr deutlich, daß trotz der einfachen in Holzbautechnik errichteten Bauten in der Siedlung ein



9 BRONZESTATUETTE des römischen Kriegsgottes Mars, Höhe des Originals 12 cm.

gewisser Wohlstand zu verzeichnen war. Wir dürfen ohne Übertreibung sagen, daß in Buch der umfangreichste und wertvollste römische Schatzfund des Landes geborgen werden konnte.

Die Schatzfunde in den Brunnen zeigen klar, daß die Brunnen bis zur Aufgabe des Kastelldorfes benutzt worden sind. Die heute noch ungewöhnlich starke Wasserzufuhr und die brandschutthaltige Verfüllung sind Zeugnisse dafür. Wir müssen in diesen Fundkomplexen Schatzfunde sehen, die in den Brunnen im 3. Jahrhundert abgelegt worden sind. Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß diese Funde und die Aufgabe der Brunnen mit einem Alamanneneinfall des 3. Jahrhunderts in Verbindung zu bringen sind. Die Auswertung sämtlicher hier kurz angesprochener Funde wie auch des übrigen Materials und die bevorstehende dendrochronologische Untersuchung aller aufgefundenen Hölzer, einerseits von der Schalung und andererseits aus der Verfüllung, werden sicher zur genauen Datierung führen. Die nunmehr abgeschlossene Untersuchung im Kastelldorf von Buch hat wichtige neue Einblicke in die Struktur derartiger ziviler Kastelldörfer gebracht. Gerade in diesem Bereich der Limesforschung scheint eine erhebliche Kenntnislücke vorhanden zu sein. Die umfangreiche Grabung der Abteilung Bodendenkmalpflege in den Jahren 1976 bis 1979 hat sicherlich dazu beigetragen, hier einen erheblichen Schritt in der Forschung weiterzukommen.

Dr. Dieter Planck  
LDA · Bodendenkmalpflege  
Schillerplatz 1  
7000 Stuttgart 1

# Jörg Biel: Das späthallstattzeitliche Fürstengrab von Hochdorf

Wissenschaftliches Kolloquium vom 15. bis zum 18. Mai 1979 in Stuttgart

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg führte unter Mitwirkung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart im Mai 1979 ein dreitägiges Kolloquium durch, das sich mit dem 1978 aufgedeckten reichen Grabfund von Hochdorf, Gemeinde Eberdingen, Lkr. Ludwigsburg, beschäftigte. Über diesen Fund ist ein erster Überblick in Heft 4, 1978 dieser Zeitschrift gegeben worden. Auf Einladung unseres Amtes kamen etwa 60 Wissenschaftler aus dem In- und Ausland zusammen, die sich mit Fragen der Späthallstattkultur und besonders der reich ausgestatteten Fürstengräber beschäftigt haben. Vertreten waren Kollegen aus Frankreich, Belgien, England, Polen, Jugoslawien, Österreich und der Schweiz sowie von deutschen Universitäten, Museen, Denkmalämtern, der Römisch-Germanischen Kommission, dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz und anderen Institutionen.

Sinn und Ziel dieses Kolloquiums war es, die umfangreichen Fundbestände des Hochdorfer Grabes in einem frühen Stadium der Restaurierung diesen Spezialisten vorzuführen, um einerseits Anregungen für schwierige Fragen der Restaurierung zu erhalten, andererseits auch schon die archäologische Bedeutung dieses Grabes zu diskutieren, um für die wissenschaftliche Publikation Hinweise zu erhalten. Da die Funde weitreichende kulturelle Beziehungen widerspiegeln, waren die Beobachtungen gerade unserer ausländischen Fachkollegen, die in der Diskussion und in persönlichen Gesprächen mitgeteilt wurden, außerordentlich wichtig.

Nach der Begrüßung der Gäste durch Wissenschaftsminister Dr. H. Englert, durch Ministerialdirigent Dr. W. Kilian

vom Innenministerium, durch den Präsidenten des Landesdenkmalamtes, Dr. A. Gebeßler, sowie den Direktor des Württembergischen Landesmuseums, Prof. Dr. C. Zoege von Manteuffel, gab Landeskonservator Dr. H. Zürn am Mittwoch, den 15. 5., einen Überblick über die intensive Hallstattforschung unseres Amtes, die seit 25 Jahren bedeutende Ergebnisse vorlegen konnte und Südwestdeutschland zu einer der am besten erforschten Hallstattprovinzen gemacht hat. Der Ausgräber Dr. J. Biel führte anschließend den Grabungsbefund vor, woran sich eine Besichtigung der Funde anschloß. Eine von Konservator Dr. H. Schickler vorbereitete Sonderausstellung zum Thema Fürstengräber zeigte in anschaulicher Form die umfangreichen Fundbestände aus späthallstattzeitlichen Fürstengräbern, die das Landesmuseum besitzt. Nachmittags wurde eine Exkursion zur Grabungsstelle in Hochdorf, zum Kleinaspergle und auf den Hohenasperg durchgeführt. Bei einem Empfang im Ständesaal des alten Schlosses bestand abends dann Gelegenheit zu weiterem Gedankenaustausch, beflügelt durch einen guten Württemberger Wein.

Am Donnerstag wurden die Grabbeigaben von Hochdorf in einzelnen Fundgruppen vorgeführt, wobei die Ausführungen des Grabungsleiters durch die Beobachtungen der Werkstattrestauratoren, vorgetragen durch Werkstattleiter P. Eichhorn, ergänzt wurden. Hierbei konnten schon Ergebnisse vorgelegt werden, die weit über den ersten Vorbericht hinausgehen. So hat sich herausgestellt, daß es sich bei einem bislang noch fraglichen „langen Gegenstand an der Südwand der Grabkammer“ um insgesamt acht Trinkhörner aus organischem Material mit Goldbeschlägen und



1 DIE TEILNEHMER des wissenschaftlichen Kolloquiums während der Diskussion.



2



3

DIE RESTAURATOREN beim Freilegen und Konservieren der Funde von Hochdorf in den Werkstätten des Württembergischen Landesmuseums.

2 Aus dem Totenbett werden Textilreste geborgen. In originaler Fundlage noch der goldene Halsring des Verstorbenen.

3 Die Eisenverkleidungen eines der vier Wagenräder aus der Grabkammer werden freigeschliffen und zusammengesetzt.

Bronzehenkeln handelt, und auch zu den Goldfunden konnten wichtige neue Beobachtungen mitgeteilt werden. In der ausführlichen und angeregten Diskussion unter Leitung von Prof. Dr. W. Dehn, Marburg, und Prof. Dr. W. Kimmig, Tübingen, wurden viele wichtige Hinweise gegeben. Hauptpunkte waren zweifellos die Herkunft des importierten Bronzekessels und die Deutung des reich verzierten Totenbettes.

Auch die ersten Ergebnisse von Spezialuntersuchungen erbrachten erstaunliche Resultate. Die Ausführungen von Prof. Dr. H.-J. Hundt, Mainz, über die von ihm bearbeiteten Textilreste ergaben eine Fülle neuer Erkenntnisse. Das Hochdorfer Grab enthielt die umfangreichsten und bedeutendsten Stofffragmente, die wir aus dieser Zeit aus Mitteleuropa kennen. Die ungewöhnlich feinen Gewebe zeigen aufwendige Webtechniken, bunte Muster und Stickereien, die bisher zum Teil erst aus der späten römischen Kaiserzeit bekannt waren. Die Vorlage der botanischen Reste und Proben von Tierhaaren durch Frau Prof. Dr. U. Körber-Grohne, Stuttgart, ergab ebenfalls viele wichtige Details. Durch die Untersuchung der Skelettreste konnte Dr. A. Czarnetzki, Tübingen, seine bisherigen Beobachtungen bestätigen und verfeinern.

Nach den Vorträgen zog Dr. Zürn ein kurzes Resümee; die historische Einordnung des Hochdorfer Grabes in den bisher bekannten Rahmen der Fürstengräber kann allerdings erst nach Abschluß der Restaurierung und der Auswertung der Funde erfolgen.

Einen weiteren Höhepunkt bildete zum Schluß der Sitzung die Würdigung der Arbeit und der Person von Landeskonservator Dr. Hartwig Zürn, der Ende Mai in den Ruhestand trat. Der Präsident des Landesdenkmalamtes, Dr. Gebeßler, hob die Verdienste des Leiters der Abteilung Bodendenkmalpflege um den Aufbau dieser Fachdisziplin hervor. Prof. Dr. Kimmig gab im Namen der Fachkollegen einen Überblick über die hervorragenden wissenschaftlichen Ergebnisse, die Dr. Zürn während seiner Arbeit erzielen konnte, deren Bedeutung auch in Ansprachen des Direktors der Römisch-Germanischen Kommission, Prof. Dr. H. Schönberger, und für die ausländischen Gäste des Zürcher Kantonsarchäologen Dr. W. Drack zum Ausdruck kam. Eine Geste des Dankes war die Überreichung einer Nachbildung der Hochdorfer Goldschale.

Am Freitag bestand für unsere Gäste Gelegenheit, die Amtsräume am Schillerplatz, die Sonderausstellung und die Bestände des Landesmuseums zu besichtigen.

Das Stuttgarter Kolloquium hat uns viele neue Anregungen gegeben, alte Verbindungen aufgefrischt und neue geschaffen, vor allem aber wurde deutlich, daß mit der frühen Präsentation eines solch bedeutenden Fundes eine neue Form des wissenschaftlichen Gedankenaustausches gefunden wurde, die, wie wir wünschen, Schule machen möge.

Dr. Jörg Biel  
LDA · Bodendenkmalpflege  
Schillerplatz 1  
7000 Stuttgart 1

## Norbert Bongartz: Von alten Häusern und neuem Bauen Unsere gebaute Umwelt im Kinderbuch – eine kleine Übersicht

Seit einigen Jahren beschäftigen sich auch Kinderbücher vermehrt mit dem Thema Stadt und Umwelt, mit Kulturgeschichte im weitesten Sinne und mit alten Gebäuden.

Im allgemeinen läßt sich ein Trend zu einer bewußteren Gegenüberstellung der jungen Leserschaft mit der heutigen, von der Technik bestimmten Welt ausmachen. Man scheut sich offenbar nicht mehr, den Bagger und den Traktor in den Mittelpunkt von Kindergeschichten zu stellen. Damit werden die romantischen Wunschbilder von Hühnern auf dem Mist, den Schnittern mit der Sense und wassergetriebenen Sägemühlen verlassen, welche noch 1962 verkündeten: „So leben wir auf dem Lande“ (Verl. Ars sacra J. Müller, München; ähnlich auch „Benjamins Bilderbuch“, Herder 1957, dessen nostalgische Bilder noch vor der Jahrhundertwende entstanden zu sein scheinen und das 1974 bereits die 14. Auflage erreichte). Daß man heute auch Fließband-Tiere in den Mittelpunkt stellen kann, beweist das 1974 erschienene Buch von Barbara Bartos-Höppner (Text) und Marie-Luise Pricken „Ein schönes Leben für die kleine

Henne“ (K. Thienemanns-Verlag, Stuttgart), in welchem das Schicksal eines Käfig-Huhns erzählt wird, das von einem Kunden glücklich freigekauft wird und natürliches Verhalten erst mühsam wieder lernen muß (4–6 Jahre). Jörg Steiners (Text) und Jörg Müllers unglaublich vielschichtige „Kanincheninsel“ von 1977 (bei Sauerländer) erweitert dieses Schema, indem zwei Kaninchen als Protagonisten miteinander aus einer Kaninchenfabrik ausbrechen und nach Abenteuern in der Freiheit das ältere, bereits denaturierte Kaninchen in die Geborgenheit seines Gefängnisses zurückkehrt. Ähnlich anspruchsvoll ist das von den gleichen Autoren im gleichen Verlag 1976 erschienene Buch vom „Bär, der ein Bär bleiben wollte“ für Kinder ab 5 bis 6 Jahren. Für Kinder von 3 bis 4 Jahren eignet sich aus dieser Blickrichtung besser „Der Maulwurf Grabowski“ von Louis Murschetz (1972 Diogenes), dessen „Grabungsgebiet“ in den Bereich einer Baustelle gerät und der den drohenden Baggerschaufeln und einem neugierigen Bauarbeiter noch gerade in eine ruhige Wiese entfliehen kann.

1 „BEI UNS IM DORF“ von Ali Mitgusch. Doppelseite aus dem Bilderbuch für Kinder ab 3 Jahren. (Abbildung mit freundlicher Genehmigung des Otto Maier Verlages, Ravensburg.)



Für die Kleinen ist das Thema der gebauten Umwelt nur durch ein kommentarloses Darstellen zu bewältigen. Für sie eignen sich hervorragend die zwei Bücher von Ali Mitgutsch „Rundherum in meiner Stadt“, 1969, und „Bei uns im Dorf“, 1970 (Ravensburger). Da Kinder von 2½ bis 3 Jahren eigentlich nur die Bilderbücher verstehen, die das zeigen, was sie bereits kennen, kommen die thematisch zusammengefaßten Übersichtsbilder gut an, die ebenso erzähl- wie farbenfreudig das tägliche Leben um uns herum mit vielen humorvollen Einzelepisoden erzählen. Weitere nicht gleichermaßen gelungene Bücher ähnlicher Zielrichtung: „Fahr mit in die Stadt“ von Annegret Fuchshuber (Verlag Sellier 1977) und H. Lemke, „Vielerlei aus Stadt und Land“ (Bertelsmann 1971).

„Wo ist der Reiter?“ nennt sich ein weiteres textloses Bilderbuch des Japaners Mitusmasa Anno, welches nur auf den ersten Blick vergleichbar scheint. Das bei Artemis 1976 erschienene Buch richtet sich an „Kinder“ zwischen 4 und 84, denn der Japaner läßt einen Reiter durch Europa reiten und vereinigt viele offene und versteckte Anspielungen auf europäisches Kulturgut in den Bildern.

Einige Bücher, die sich an die Kinder ab 4 Jahren richten, widmen sich in positiver Grundeinstellung den Veränderungen in der Stadt oder in der unmittelbaren Nachbarschaft. Drei Bücher seien hier kurz vorgestellt:

Mit der Katastrophe der Zerstörung seines Spielplatzes beginnt für den kleinen Florian eine Folge interessanter Beobachtungen und neuer Kontakte, denn „Im alten Garten wird gebaut“ (Urs Markus, Text, und Marie-Luise Pricken und Stefan Lemke; Ravensburger als Paperback). Florian lernt dabei „spielend“ die Etappen des Bauens und die verschiedenen Berufe kennen.

Unter dem Titel „Ein Garten für die Stadt“, deutsche Ausgabe eines englischen Buchs von Elisa Trimby (Atlantis 1976), wird in altertümlichen Bildern die Geschichte des Herrn Plum erzählt, der den winzigen grauen Hinterhof hinter seinem Arbeiter-Reihenhäuschen in ein kleines Garten-Paradies verwandelt, bis die Nachbarn dem guten Beispiel folgend ihre Hofmauern einreißen. Am Ende wird der Gemeinschaftsgarten zum öffentlichen Park.

Von einer solchen Einzelinitiative erzählt auch Margret Rettichs „Zinnober in der Stadt“. Dem Maler Zinnober, der alle Arbeiten grau-in-grau ausführen muß, platzt eines Tages der Kragen und er bemalt nachts die Hauptkreuzung der grauen Stadt mit farbigen Fabeltieren. Der Funke zündet, die Stadt wird farbig und zwei Buben finden unverhofft in dem beschimpften Graumaler einen Freund.

Mit einer herrlich eingänglichen, kindgemäßen Logik behandelt das für Kinder ab 5 Jahren geeignete Bilderbuch „Da ist eine wunderschöne Wiese“ von Josef Palecek und Wolf Harranth (jungbrunnen-Verlag 1972) das Thema vom Verbrauch der Landschaft. Eine große Wiese wird für eine Gruppe von Großstädtern zum Freizeitparadies, worauf konsequent ein technisches Bedürfnis nach dem anderen Befriedigung verlangt, bis die Wiese zur dicht bebauten Siedlung geworden ist und die Leute nach einer neuen freien Wiese schauen . . .

Für Kinder ab 6 Jahren eignet sich bereits das amerikanische Buch Piero Venturas über „Die Welt der großen Städte“, bei Herder 1978 in Deutsch erschienen. Das Buch zeigt ohne jeden dozierenden Stil das Leben, den Verkehr und das Arbeiten in der Stadt und erklärt die unterschiedlichen Ortsbau-Eigenschaften verschiedener europäischer Großstädte.

Zwischen Bilderbüchern für die Kleineren und ausgesprochenen Lehrbüchern für die Kinder im Schulalter vermitteln die beiden großformatigen Bilderreihen des eben schon erwähnten Jörg Müller über die Veränderung der Landschaft und die Veränderung der Stadt, jeweils mit dem Titel „Alle Jahre wieder saust der Preßlufthammer nieder“ und „Hier fällt ein Haus, dort steht ein Kran und ewig droht der Baggerzahn“ (Sauerländer 1973 bzw. 1976). In jeweils 7 bis 8 Bildern zeichnet der malende Autor eindringlicher, als dies je ein Text könnte, die kleinen Veränderungsschritte eines Dorfrandes und einer Stadtmitte nach, die in der Summe von etwa 20 Jahren bei den Erwachsenen Erschrecken hervorrufen und als warnender Appell ein breites positives Echo vor allem in der jungen Architektenschaft gefunden haben. Durch die vielen Menschen und Tiere, die immer wiederkehrend sich wie ein roter Faden durch die Bilderfolge ziehen, zeigen auch schon Kindergarten-Kinder Interesse an diesen beiden Bilderfolgen.

Wie ihre lehrbuchähnliche Umsetzung wirkt zunächst Heinz-Joachim Draegers „Torstraße“ (1977 Atlantis). Auch Draeger zeichnet die Entwicklung eines musterbuchartig zusammengestellten historischen Straßenzuges in einer Bilderfolge nach. Doch greift er mit dem Beginn seiner Folge bis zum 13. Jahrhundert zurück. In Bild und Wort verfolgt er die Perioden der Stadtentwicklung und hilft die vielen Veränderungen mit Hilfe der jeweiligen geschichtlichen und gesellschaftlichen Kommentare besser zu verstehen. Wie Jörg Müller nimmt auch Draeger dabei denkmalpflegerisches Bemühen auf die Hörner. Läßt sich Müller an der Versetzung eines kleinen Mühlengebäudes aus, welches zugunsten des Verkehrs beiseite geräumt, das heißt verschoben wird, so spricht Draeger von der Denkmalpflege im Zusammenhang mit dem Abbruch des letzten historischen Gebäudes in der Torstraße, den diese nicht verhindern konnte. Draegers großes Plus ist seine emotionslose, facettenreiche „Berichterstattung“, die das Buch zum spannenden Lesebuch aller derjenigen zwischen 7 und 70 macht, die nicht gänzlich uninteressiert daran sind, daß die Zeit nicht stehenbleibt.

Im Vergleich hierzu verblässen ähnliche Lehrbilderbücher wie: „Ich erforsche die Geschichte – Die ersten Kulturen“ (Bertelsmann 1978) beziehungsweise „Eine römische Stadt“, ein „Einblickbuch“ (Verlag Schreiber 1977), beides Bücher für Kinder ab 10 Jahren.

In ihrer eher lieblosen Machart hinsichtlich der Didaktik ist von den beiden Sach-Bilderbüchern „Wohnen in unserer Welt“ (Lesen und Wissen, Schreiber 1974) und „Bauen und Wohnen“ (Brönnner-Kinderbücher 1976) eher abzuraten.

Eine ganz interessante Mischung von Lernstoff-Vermittlung mit dem Spaß am Basteln verknüpft eine neue Buchgattung von „Bastel-Bilderbüchern“ für Kinder ab 10 Jahren. „Bau Dir eine Burg“, lautet der Titel eines geschickt mit praktischen Bastelanleitungen und guten Informationen einschließlich historischer Abbildungen aufwartenden Buchs, aus dem Spanischen übersetzt. Daß keine schwäbischen Burgen dabei im Mittelpunkt stehen, wird sicher weniger als Nachteil empfunden als beim zwei Jahre später, 1977, im gleichen Tessloff-Verlag erschienenen Buch „Bau Dir einen Bauernhof“, dessen Abbildungen spanischer Beispielspiele wenig in unsere Kulturlandschaften passen wollen.

Sehr zu empfehlen für Kinder um 10 Jahre ist dagegen das „Kindersachbuch übers Wohnen, Planen und Bauen“: „Wie leben wir in unserer Stadt?“, aus dem Französischen von Denys Prache und anderen, bei Ravensburger 1978 er-

2 „IM ALTEN GARTEN WIRD GEBAUT.“ *Das Kinderbuch (ab 5 Jahren) schildert in Wort und Bild (U. Markus, M.-L. Pricken, S. Lemke) sehr anschaulich wie ein Haus entsteht. (Abbildung mit freundlicher Genehmigung des Otto Maier Verlags, Ravensburg.)*



schiene. In eindrucksvollen Worten und Bildern versuchen die Autoren mit gutem Erfolg, viele verborgene Zusammenhänge über die städtische Umwelt zu erhellen, und formulieren daraus einige Ziele für die Kinder, damit diese ihre Rolle in der Gesellschaft verstehen lernen.

Es muß hier auch auf die Bilderbücher von David Macauley aufmerksam gemacht werden, der sich dem Planungs- und dem Bauvorgang an historischen Gebäudetypen gewidmet hat und hiermit einen hohen Grad an Verständnis weckt. Dazu zählen: „Eine Stadt wie Rom“, „Sie bauten eine Kathedrale“, ein Buch über die Pyramiden und eins über eine mittelalterliche Wasserburg (bei Artemis). Ein weiteres Buch des gleichen Autors beschäftigt sich mit den technischen Installationen, die sich im Boden „Unter einer Stadt“ befinden.

Mit Informationen vollgestopfte, comicähnlich aufgezeichnete Bilderbücher über die gleichen Themen, für Schulkinder ab 8 oder 10 Jahren, sind im Delphin-Verlag unter den Titeln „So lebten die alten Ritter“ und „So lebten die alten Römer“ erschienen. Es handelt sich dabei um die deutschen Ausgaben von englischen Büchern.

Aus dem englischsprachigen Bereich, nämlich aus den USA, stammt auch das Kinderbuch, von dem man meinen könnte, es sei der Vorläufer der kulturgeschichtlich engagierten Kinderbücher unserer Zeit geworden; ich meine das mittlerweile auch in deutscher Ausgabe erschienene Buch von Virginia Lee Burton „The little house“. Das auf einem Hügel erbaute kleine Haus ist der Mittelpunkt der Geschichte und sein „Held“. Im Verlauf der Handlung wird es schrittweise von der nahen Stadt „eingeholt“ und derart

bedrängt, daß es schließlich zwischen Hochhäusern versinkt und inmitten des lärmenden Großstadtverkehrs „ins Abseits“ gerät. Die kindgemäße Schlußpointe ist ein typisches amerikanisches „happy end“: Eine Nachfahrin des damaligen Erbauers findet Gefallen an dem arg heruntergekommenen Häuschen und läßt es kurzerhand wieder auf einen grünen Hügel vor der Stadt versetzen . . . Interessant scheint mir das frühe Erscheinungsdatum dieses Buchs: 1942!

Das bei den Reinbecker Kinderbüchern publizierte Buch der gleichen Autorin „Klas und sein Bagger“, für Kinder ab 4 Jahren, erscheint gleichermaßen vorbildhaft für kindgemäße Bilderbücher: Ein verdienter alter Dampfbagger, bereits technisch überholt, ergattert sich einen letzten großen Auftrag. In seiner Aufregung verbaggert er sich selbst den Ausweg aus der letzten ausgeschachteten Fundamentgrube für ein Rathaus in der tiefen Provinz. In der herrlichen Schlußpointe macht man aus dieser Not eine Tugend.

Wenn die Kinder gegen unseren Fortschrittsglauben etwas immunisiert werden und etwas über die Bedingungen wissen, die unsere Umwelt geprägt haben und heute prägen, wächst die Chance, daß sie eines Tages aufgeschlossener in einem Leben stehen, in dem der Begriff der Tradition nicht mit einem spöttischen Lachen quittiert werden muß.

*Dr. Norbert Bongartz  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalfpflege  
Eugenstraße 7  
7000 Stuttgart 1*

## Veränderungen

Soll unser Dorf noch schöner werden?

Das aufschlußreiche Bildpaar übersandte uns unser Nachrichtenblatt-Leser Dr. Rupprecht Lucke aus Denzlingen bei Freiburg mit folgendem Kommentar:

„Das Bild 1 habe ich im Jahre 1956 aufgenommen. Es zeigt (links im Bild) noch den seinerzeit im Plieninger Volksmund als ‚Gölze-Haus‘ bezeichneten Krüppelwalmdachbau. Dieses vermutlich 1782 errichtete Haus war in früheren Zeiten (vor meiner Aufnahme) das Gasthaus ‚Röble‘;

und danach hatte der kleine Dorfplatz seinen Namen. 1971/72 wurde das alte ‚Gölze-Haus‘ abgerissen und durch den auf Bild 2 dargestellten Neubau ersetzt. An der rückwärtigen Giebelfront des neuen Hauses ist ein Sandstein mit der Inschrift 1782 eingelassen, der wohl vom alten ‚Gölze-Haus‘ stammt. Die heutige postalische Anschrift des Neubaus lautet: Stuttgart-Plieningen, Paracelsusstraße 2. Das Bild 2 wurde von mir im Mai 1979 aufgenommen.



STUTTGART-PLIENINGEN 1956



STUTTGART-PLIENINGEN 1979



Ich sehe diese zwei Bilder als Beispiel für die bedauerliche zunehmende Entstellung unserer altgewachsenen Dorfbilder durch ‚seelenlose‘, unpassende Neubauten an.“

Das rechte Sichtfachwerkhaus entstand bereits um 1600. Nur im Bereich des verputzten Erdgeschosses ist es zur Barockzeit umgebaut worden. Bei einer Renovierung in den letzten Jahren blieb das Erscheinungsbild erhalten.

Es ist anzunehmen, daß die alten Häuser dieser Art von einem Zimmermann geplant und weitgehend ohne präzise Reißzeichnung entworfen waren. So fanden auch krumme Hölzer eine ihnen passende Stelle im Fachwerkgefüge. Auf diese Weise entwickelt auch eine derartige „anonyme“ Architektur einen unverwechselbaren Ausdruck und wird zu einem „sprechenden“ Beispiel alter Bautradition.

Der Neubau unserer Zeit wird dagegen von einem in Technik und Entwurf geschulten Architekten nach exaktem

Plan errichtet. Der Zeitgenosse von heute baut zwar ebenfalls nach Konventionen; das Ergebnis aber ist in weit geringerem Maße von handwerklichen Traditionen geprägt und besitzt weniger Bindungen als der Holzbau von früher. Der Neubau erscheint uns „nichtssagend“, wenngleich er doch eine Menge über das heutige Verhältnis von Funktion und Gestaltung offenbart.

1971, als das zweite Haus abgebrochen und das neue geplant wurde, war das heutige Denkmalschutzgesetz noch nicht in Kraft. Damals stand auch das rechte Haus noch nicht im Blickwinkel des Denkmalamtes.

Die hier abgebildete Veränderung, die bereits acht Jahre besteht, ist wohl kein Einzelfall, auch kein besonderer Fall, in kleinen Schritten vollzieht sich überall ständig der Wechsel – schauen Sie sich einmal in Ihrer Umgebung um und vergleichen Sie!

Norbert Bongartz

---

## Mitteilungen

### Buchbesprechung

*Führer zu archäologischen Denkmälern in Bayern, Schwaben, Band 2: Archäologische Wanderungen im Ries.*

Von Hans Frei und Günther Krahe, mit Beiträgen von Jörg Biel, Kurt Böhner, Wolfgang Cysz, Wolfgang Dehn, Horst Gall, Elisabeth Grünenwald, Horst Gutmann, Bernhard Hildebrand, Dieter Planck, Ludwig Reisch, Otto Schneider. 256 Seiten mit 100 Abbildungen und Zeichnungen, farbige Kartenbeilage. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart und Aalen 1979.

Das Nördlinger Ries ist eine selbständige Landschaft mit natürlicher Eigenart und kulturellem Reichtum. Während die ungewöhnlichen geologischen Verhältnisse das Interesse des Naturwissenschaftlers beanspruchen, üben die reichhaltigen Zeugnisse der Vergangenheit eine besondere Anziehungskraft auf den Freund der Altertums- und Kulturwissenschaften aus. Das Ries ist zum größten Teil auf bayrischem Gebiet gelegen, jedoch ist der württembergische Anteil, vor allem um Bopfingen, mit einbezogen. So ist der vorliegende Band das Ergebnis gelungener Zusammenarbeit bayrischer und baden-württembergischer Fachwissenschaftler.

Unter den mannigfachen Spuren der Geschichte im Ries kommt den archäologischen Hinterlassenschaften, die als Bodendenkmale und Bodenfunde seit der mittleren Altsteinzeit aus allen Kulturperioden vertreten sind, eine besondere

Bedeutung zu. Der vorliegende Führer stellt die reich bewegte Geschichte des Rieses in vor- und frühgeschichtlicher Zeit dar, indem er dem Leser die bisherigen Erkenntnisse der Forschung in einleitenden Aufsätzen erschließt und ihn durch Exkursions- und Objektbeschreibungen unmittelbar zu den erhaltenen Denkmälern führt. Dabei wurden vor allem Ziele ausgewählt, die sich wegen ihres Erhaltungszustandes besonders gut für die Betrachtung eignen. Da obertägig sichtbare Bodendenkmale wie Ringwälle, Grabhügel, Schanzanlagen und mittelalterliche Burgstellen bevorzugt in den Wäldern der Randhöhen liegen, sind die Exkursionsziele vor allem am Riesrand, während die im Riesinneren gehäuft auftretenden vorgeschichtlichen Siedlungen und Gräberfelder nur gelegentlich im Rahmen der Routenbeschreibungen angesprochen werden. Neben diesen rein archäologischen Objekten sind aber auch Hauptsehenswürdigkeiten wie Städte, Klöster und Burgen mit historischen und kunsthistorischen Beschreibungen und Hinweisen berücksichtigt, um dem vielseitig interessierten Wanderer lohnende Abstecher zu ermöglichen und ein möglichst vielseitiges Bild von der Kulturgeschichte dieses Raumes zu vermitteln.

Besonders hervorzuheben ist das anspruchsvolle Niveau der wissenschaftlichen Beiträge in dem hervorragend mit Plänen und Abbildungen ausgestatteten Führer. Eberhard Wagner

### Neue Publikation der Abt. Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes

*Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 10: Peter Paulsen und Helga Schach-Dörjes, Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim). Verlag Müller und Gräff, Stuttgart 1978. 176 Seiten, 44 Textabbildungen und 70 Tafeln.*

Es wird ein nur wenig nördlich vom Stadtzentrum Giengen gelegener Bestattungsort aus der Merowingerzeit vorgestellt, der in den Jahren 1967 bis 1970 ausgegraben werden konnte und von dem offensichtlich vordem nur wenige Gräber durch Neubauten unbeachtet zerstört worden waren. Gehört es ohnehin in der Archäologie zu den seltenen Glücksfällen, einen Friedhof vollständig aufzudecken, also Anfangs- und Enddatum der Belegung zu kennen, so erregten die Funde aus diesen Gräbern darüber hinaus binnen kurzem erhebliches Aufsehen, handelte es sich doch um den Bestattungsort einer Adelsfamilie mit ihrem Gesinde. Zwar waren trotz strenger Gesetze schon in antiker Zeit über 30% der Gräber geplündert worden, und bedauerlicherweise blieb nur eines der Adelsgräber unberaubt, dennoch können sehr wahrscheinlich mindestens sieben Bestattungen auf Grund ihres Ausstattungsmilieus Adligen



GOLDBLATTKREUZ UND -ADLER aus einem Adelsgrab des 7. Jahrhunderts von Giengen an der Brenz.

zugeordnet werden. Auffälligerweise ist nur ein Frauengrab sechs Männergräbern in der Qualität der Beigaben als adäquat zu bezeichnen.

Auf der mit 50 Bestattungen kleinen Nekropole gibt es immerhin sechs Pferdegräber; vier von diesen können eindeutig bestimmten Adligen zugeordnet werden, da die Tiere – wie auch sonst üblich – zu Füßen der Toten beerdigt worden sind. Auch die Gräber des Gesindes sind gegenüber anderen merowingerzeitlichen alamannischen Friedhöfen überdurchschnittlich wohlhabend ausgestattet, hier ergeben sich soziologisch interessante Aspekte. Kindergräber sind wie stets äußerst selten. Der Friedhof wurde um 600 n. Chr. zuerst belegt. Das älteste Grab ist das eines gepanzerten Reiters, also eines Adligen. Es ist die Zeit, in der sich der Adel auch andernorts selbstbewußt von der Dorfgemeinschaft absonderte, einen abseits gelegenen befestigten Herrenhof gründete und in diesem Zusammenhang eine eigene

Nekropole anlegte. Um 700 n. Chr. wurde der Friedhof aufgelassen. Wie man weiß, hat man von dieser Zeit an die Toten, wie es der christliche Glaube vorschrieb, ohne Ausstattungsstücke und Beigaben bei der Kirche beigesetzt.

Besondere Bedeutung sichert sich der kleine Friedhof von Giengen durch ein aus Goldblech gefertigtes Ensemble, das sich auf dem Antlitz des unberaubten Adligen in Grab 26 fand (siehe Abbildung). Es handelt sich um den gefesselten Christus am Kreuz und seitlich angeordnete Adlerfiguren. „Das Goldblattkreuz von Giengen mit seinen Attributen birgt spätantikes byzantinisches, syro-koptisches und gotisch-alamannisches Bildgut in sich. Das hängt damit zusammen, daß die Germanen der Mittelmeerstaaten am Anfang des 6. Jahrhunderts auf allen Lebensgebieten weit intensiver unter den Einflüssen des östlichen Mittelmeerraumes und der Antike standen als ihre Vorfahren hundert Jahre früher. Das Vordringen der christlich-öst-

lichen Kunst in Westeuropa fällt mit der Ausbreitung des Christentums zusammen. Gerade Grab 26 von Giengen mit seinen reichen Beigaben, bei denen sich altgermanische Tradition mit neuen christlichen Ideen und Bildmotiven verbindet, legt Zeugnis ab für den Glauben des Bestatteten, und zwar für das Bekenntnis eines gemischten Glaubens. Für diese Zeit des Synkretismus bei den Alamannen ist das Goldblattkreuz mit seinen Attributen ein aufschlußreiches Bilddokument ersten Ranges.“

Mit dieser Publikation aus der Bodendenkmalpflege, die vor allem auf den Gebieten der Religions- und Sozial- wie auch Siedlungsgeschichte neue Erkenntnisse bringt, genügt das Landesdenkmalamt nicht nur seinem gesetzlichen Auftrag zur wissenschaftlichen Dokumentation der Ausgrabungsbefunde, die andernfalls unweigerlich dem Vergessen preisgegeben wären, das Werk bietet darüber hinaus grundlegendes Material für die weitere Forschungsarbeit über die frühmittelalterliche Epoche im mitteleuropäischen Raum.

## Nachtrag zum Limespfad von Mudau

Durch ein bedauerliches Versehen wurde versäumt, bei der Vorstellung des neuen Limespfades von Mudau im Nachrichtenblatt 1/79 zu erwähnen, daß die Einrichtung dieses Weges nur durch das großzügige Entgegenkommen und die tatkräftige Mithilfe der Fürstlich Leiningenschen Verwaltung möglich wurde, auf deren Grund sich die Anlage in ihrer gesamten Erstreckung befindet. Insbesondere der Fürstlich Leiningenschen Forstverwaltung darf auch an dieser Stelle für ihre Erlaubnis zum Ausbau teilweise völlig neuer Wegführungen gedankt werden.

R.-H. Behrends

## Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

### Fotografien stellten zur Verfügung:

Joachim Feist, Pliezhausen 97, 99, 100;  
Dr. Rupprecht Lucke, Denzlingen 126;  
K. Natter, Stuttgart Titelbild;  
Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart 121, 122;  
LDA-Stuttgart 103, 104, 115–120;  
LDA-Tübingen 98;  
Aus: Ali Mitgutsch, Bei uns im Dorf.  
Otto Maier Verlag Ravensburg 1970, 123;

Aus: U. Markus, M.-L. Pricken, S. Lemke, Im alten Garten wird gebaut. Otto Maier Verlag Ravensburg 1966, 125;  
Aus: Der Baumeister, Jg. VIII, 1909, Heft 7, S. 80, 101.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:  
Bauordnungsamt Stadt Tübingen 99, 100;  
P. Eichhorn, Stuttgart 128.

# Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

<p><b>Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstmalpflege in Baden-Württemberg</b> Deutscher Kunstverlag</p>	<p>Band 6 <i>Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege</i> Verlag Ernst Wasmuth Tübingen 1978</p>	<p><b>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</b> Verlag Müller &amp; Gräff</p>	<p><b>Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg</b> Verlag Müller &amp; Gräff</p>	<p>Band 5 Hans Klumbach <i>Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)</i> Stuttgart 1973</p>
<p>Band 1 Peter Breiting Hans Detlev Kammeier Gerhard Loch Tübingen <i>Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns</i> München/Berlin 1971</p>	<p><b>Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg</b>  <i>Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm</i></p>	<p>Band 1 Günter P. Fehring <i>Unterregenbach Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 1 Rolf Dehn <i>Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 6 Dieter Planck <i>Arae Flaviae I</i> <i>Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil</i> Stuttgart 1975</p>
<p>Band 2 Reinhard Lieske <i>Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg</i> München/Berlin 1973</p>	<p>Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann  Deutscher Kunstverlag München/Berlin 1978</p>	<p>Band 2 Antonin Hejna <i>Das „Schlöble“ zu Hummertsried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts</i> Stuttgart 1974</p>	<p>Band 2 Eduard M. Neuffer <i>Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 7 Hermann Friedrich Müller <i>Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)</i> Stuttgart 1976</p>
<p>Band 3 <i>Stadtkern Rottweil Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt</i> München/Berlin 1973</p>	<p><b>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg</b> Verlag Müller &amp; Gräff</p>	<p>Band 3 Barbara Scholkmann <i>Sindelfingen/ Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters</i> Stuttgart 1978 LDA · Selbstverlag Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth Tübingen</p>	<p>Band 3 Teil 1: Robert Koch <i>Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach</i></p>	<p>Band 8 Jens Lüning Hartwig Zürn <i>Die Schussenrieder Siedlung im „Schlöblesfeld“ Markung Ludwigsburg</i> Stuttgart 1977</p>
<p>Band 4 Heinz Althöfer Rolf E. Straub Ernst Willemsen <i>Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke</i> München/Berlin 1974</p>	<p>Band 1 <i>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 4 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1977</p>	<p>Teil 2: Alix Irene Beyer <i>Die Tierknochenfunde</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 9 Klemens Scheck <i>Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960</i> Stuttgart 1977</p>
<p>Band 5 <i>Der Altar des 18. Jahrhunderts Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe</i> München/Berlin 1978</p>	<p>Band 2 Herbert und Elke Schwedt <i>Malerei auf Narrenkleidern Die Häs- und Hanselmaler in Südwestdeutschland</i> Stuttgart 1975</p>	<p><b>Fundberichte aus Baden-Württemberg Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung</b></p>	<p>Band 4 Teil 1: Gustav Riek <i>Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 10 Peter Paulsen Helga Schach-Dörges <i>Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)</i> Stuttgart 1978</p>
	<p>Band 3 <i>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977</i> Stuttgart 1977</p>	<p>Band 1 Stuttgart 1974 Band 2 Stuttgart 1975 Band 3 Stuttgart 1977 Band 4 Stuttgart 1979</p>	<p>Teil 2: Joachim Boessneck Angela von den Driesch <i>Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle</i> Stuttgart 1973</p>	

## Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Bodendenkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter und Stadtkreise; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Pflegerische Tätigkeit und Zuschußwesen bedingen einen engen, meist persönlichen Kontakt zwischen dem Landesdenkmalamt und den Eigentümern der betroffenen Denkmale. Diese unerläßliche Verbindung zu intensivieren, wurde das Denkmalamt zwar zentral organisiert, nicht aber an einem Ort installiert. Es wurden vier Dienststellen eingerichtet, deren jede einen bestimmten der von den Grenzen der Regierungspräsidien umrissenen vier Landesteile verantwortlich zu betreuen hat. Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

### Landesdenkmalamt

Amtsleitung  
Abteilungsleitung  
Verwaltung  
Inventarisierung  
Öffentlichkeitsarbeit  
Technische Dienste

Eugenstraße 7  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 2 12 53 00

### Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Zentrale Restaurierungsberatung  
Eugenstraße 7  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 2 12 52 73  
Archäologie des Mittelalters  
Teckstraße 56  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 28 01 01/App. 64

Bodendenkmalpflege  
(mit Abteilungsleitung)  
Archäologische Zentralbibliothek  
Schillerplatz 1  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 21 93/29 80

### Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Archäologie des Mittelalters  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 2 62 79

Bodendenkmalpflege  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 2 98 66

### Außenstelle Freiburg

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Archäologie des Mittelalters  
Colombistraße 4  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Bodendenkmalpflege  
Adelshäuser Straße 33  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 3 27 19

### Außenstelle Tübingen

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Archäologie des Mittelalters  
Schönbuchstraße 50  
7400 Tübingen-Bebenhausen  
Telefon (07 071) 6 20 11 und 6 20 12

Bodendenkmalpflege  
Schloß/Fünfeckturm  
7400 Tübingen  
Telefon (07 071) 2 29 90